

**Vergißmeinnicht**  
**1911**

12 (1911)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhöchlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.  
Nr. 12.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mf. 1,50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Befördern  
bezogen.

Überzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Köln Nr. 1652.



Knaben im Korb.

Köln a. Rh.  
Dezember 1911.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtemal allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Für alle Abonnenten und Besitzer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### K i n d h e i t.

Ihr wunderprächt'gen Tage  
Vergang'ner Kindeszeit,  
Wo seid ihr hingezogen  
Mit eurer Herrlichkeit?

Von all dem süßen Scheine  
Was blieb mir doch zurück?  
Ach nur ein leises Sehnen  
Nach längst verrauschemt Glüx.

So wie im stillen Schweigen  
Der kalten Winternacht  
Vom Himmelsthron manch' Sternlein  
Holdselig niederlacht.

So strahlt ihr fernen Zeiten  
Mit eurer lichten Pracht,  
Verjüngt das Herz, das alte,  
Dazt findlich es noch lacht.

Und Kind werd' ich dann wieder,  
Werd' seelenfroh vergnügt  
Und freu' mich alles dessen,  
Was mich als Kind entzückt.

Und all' die kleinen Freuden  
Und all' die süße Lust,  
Sie sind ein Frühlingszauber  
In alt gewordner Brust.

Joseph März.

### Missionsrede auf dem Katholikentage zu Mainz.

Nede des Hochw. Herrn P. Max Kassiepe  
O. M. J., gehalten auf dem Katholikentage  
zu Mainz über die kathol. Heiden-  
mission der Gegenwart.

(Schluß.)

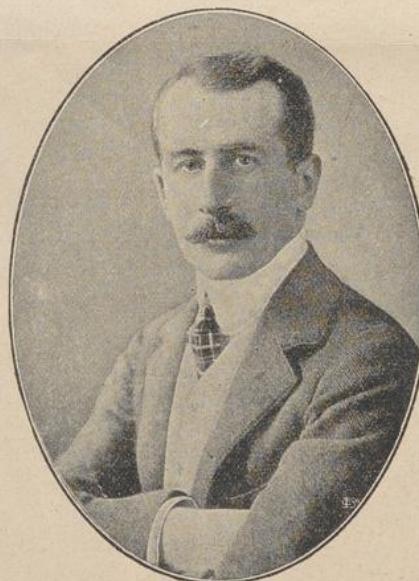
Wer an der Ausbreitung des Glaubens tatkräftigen  
Anteil nimmt, wird sich inmitten der so oft verworrenen  
Probleme unserer Tage viel leichter jenes zarte und doch so be-  
stimmte Gefühl bewahren für  
alles, was echt katholisch und  
echt kirchlich ist, den *sensus catholicus*, die katholische Nase, wie  
man scherhaft überlebt hat. Nur  
ein Beispiel aus vielen, das ich  
selbst erlebt habe. Lange bevor  
der hl. Vater das Dekret über  
die tägliche Kommunion und die  
Kinderkommunion veröffentlichte,  
sprach ich mit einem eisigen  
Missionsförderer, einem einfachen  
Handwerker, über die große  
Schwierigkeit, aus entarteten und  
verweichlichten Völkern, zum Bei-  
spiel in Indien, genügend Ein-  
heimische zum Priesterberufe her-  
anzubilden. Da sagte er mir:  
„Wenn dort die Väter und Mütter  
täglich oder wenigstens öfter  
kommunizierten und wenn man  
ihren fröhlichen Kindern vom  
zartesten Alter an die heilige  
Kommunion reichte, dann wür-  
den selbst die Folgen einer jahr-  
tausende alten Vererbung des  
Lasters aufgehoben.“ (Lebh. Beif.) Als ich ihn fragte, von  
woher er das wisse, antwortete er: „Wenn man als Ka-  
tholik viel über die Rettung der Heidenseelen liest oder  
nachdenkt, dann wird es einem bald klar, daß es in  
unserer Kirche übernatürliche Kräfte gibt.“ (Erneuter  
Lebh. Beifall.) Damit hat jener einfache Mann alle  
jene ängstlichen Katholiken geschlagen, die selbst nach dem  
Erscheinen der genannten Rundschreiben sich nicht zu

orientieren vermochten, weil sie übernatürliche Dinge  
mit menschlicher Berechnung messen wollten. Alle Mis-  
sionäre rühmen die wunderbare Wirkung der österen  
Kommunion auf die Neubefohrenen. (Bravo.) Betei-  
lichen Sie sich tatkräftig am Missionswerk und Ihr  
Glaube wird gestärkt. Ihr Blick für das Übernatürliche  
wird geschärft, weil Sie die göttliche Gnade am Werke  
sehen.

Sie müssen die Heidenmission mehr wie je unter-  
stützen, weil sich der selben heute  
unwiederbringlich günstige Ge-  
legenheiten bieten und weil  
die gegenwärtigen Zeitverhältnisse  
dringend zur Eile mahnen. Niemals waren die allgemeine  
Weltlage und die durch Technik  
und Wissenschaften errungenen  
Fortschritte dem Werke der Welt-  
befehlung so günstig, wie heute.  
Das hat Gott gesegnet, damit heute  
im Zeitalter des Dampfes und  
der Elektrizität mehr wie je der  
letzte Befehl Jesu ausgeführt  
werde: Gebet hinaus in die ganze  
Welt und lehret alle Völker! (Lebh. Beifall.)

Die Heiden stehen heute auch  
dem Evangelium freundlicher  
gegenüber als je zuvor. Die alten  
heidnischen Religionen sind ins  
Wanken geraten: Buddhismus,  
Konfucianismus, Hinduismus, ja  
sogar der Islam stehen vor einer  
Krisis und machen eine vielleicht  
für die ganze Zukunft entscheidende  
Wandlung durch, die zur vollstän-  
digen inneren Auflösung führen

kann. Es gibt wenige gebildete Heiden, für welche die bis-  
herige Lehre noch die Bedeutung einer das Leben durch-  
dringenden Religion hat, geschweige denn, daß sie noch an  
ihre Götzen glauben. Alle diese Völker befinden sich im  
Zustande geistigen Erwachens, wo die alten Religions-  
formen den meisten nicht mehr genügen. Zwar machen  
Buddhismus, Schintoismus und Islam verzweifelte  
Anstrengung, sich zu modernisieren und Proselyten zu



Fürst Alois zu Löwenstein,  
Kleinheubach a. M. (Bayern).

werben. In manchen Gegenden gelingt es ihnen; besonders in Afrika ringt der Islam erfolgreich an vielen Stellen gegen das Christentum, um die Neger zu sich herüberzuziehen, und es bedarf vereinter Anstrengungen aller beteiligten Religions-Gesellschaften, dieser Gefahr Herr zu werden.

Für Indien, China, Korea und Japan bestehen jetzt ganz neue und unbegrenzte, aber vielleicht nie wiederkehrende Möglichkeiten zur Christianisierung, wenn es nur nicht an Missionaren und Mitteln fehlt, um das große Werk durchzuführen. Katholische Missionare und protestantische urteilen hier in gleicher Weise. Die vorjährige protestantische Weltmissionskonferenz zu Edinburgh hat den großen Ernst der gegenwärtigen Stunde für die Heidenmission hervorgehoben und es als eine entseiglich verhängnisvolle Politik der christlichen Kirchen bezeichnet, wenn diese zuließen, daß jetzt, wo die Millionenvölker Asiens sich der abendländischen Zivilisation zuwenden, das Evangelium ausgeschaltet würde. Wenn

die gewaltige Völkerflut während des nächsten Jahrzehntes im fernen und nahen Osten nicht zum Christentum hingelenkt wird, muß sie in den folgenden Jahrzehnten sich uns entgegenwerfen; wenn Japan, China und Indien nicht christlich werden, so werden sie, das ist die Überzeugung vieler, in weniger als 100 Jahren das ganze Abendland in Schreden gezeigt und vielleicht unsere christliche Kultur vernichtet haben. Heute noch liegt's an uns, die Dinge im fernen Osten und in Afrika zum Guten zu wenden. Jetzt oder vielleicht nie muß nach menschlicher Berechnung für weite Missionsgebiete die Lösung gelten. Möchten doch alle Katholiken diesen Ernst der gegenwärtigen Stunde erkennen.

Und gibt uns Gott nicht selber zu erkennen, was er von uns will? Ist es nicht auffallend, daß in unserem, doch so sehr auf das Materielle gerichteten Zeitalter ein so gewaltiger Zug zum Missionsleben sich offenbart? Und trotzdem genügen die Kräfte dem Andrange noch nicht. An uns ist es, den Ruf der Gnade zu verstehen und ihm entweder selbst zu folgen, oder ihn bei andern edelmüttig zu unterstützen. Wir müssen das Missionswesen um so mehr unterstützen, weil die Missionen vor einem weltgeschichtlichen Wendepunkte stehen, an dem es sich entscheidet, ob jetzt das Christentum siegt, oder ob wir für Jahrhunderte in der Missionierung der Heidenwelt zurückgeschleudert werden.

Wir alle können für die Missionen wirken. Das Missionsproblem der Kirche ist heute nicht in erster Linie ein finanzielles. Vor allem fehlt es überall an

Arbeitskräften, an Priestern, an Brüdern und besonders für den Orient an Missionsschwestern. Katholische Junglinge und Jungfrauen, die Ihr in ernster Prüfung die Stimme des Herrn erkannt habet, der Euch zum Missionsberufe einladet, o zeiget Euch würdig dieser Berufung, höret nicht weiter auf die Stimme von Fleisch und Blut, denn Euch gilt das Wort: Wer Vater oder Mutter mehr lieb hat als mich, der ist meiner nicht wert! Und Ihr, christliche Eltern, was zaudert Ihr? Gibt es ein größeres Glück für Euch, als wenn Eure Kinder hinausziehen dürfen im Namen Jesu Christi, um hungernden Seelen das Brot des Lebens zu reichen und Licht zu spenden denen, die in Finsternis wandeln? (Beif.)

Damit aber alle von Gott Berufenen ihr Ziel erreichen, bedarf es der Missionshäuser. Die Protestanten sind hier vor dem Gesetz freier als wir. Sie können Missionshäuser bauen, so viel sie wollen und wo sie wollen (hört! hört!), während es den katholischen Missionen

außerordentlich schwer, ja zeitweilig und in manchen Bundesstaaten vollständig unmöglich ist, ein Missionshaus zu gründen (hört!). Es gibt bedeutende rein-katholische Landesträthe, wo viele herrliche Priester-, Brüder- und Schwesternberufe verflümern müssen, weil weit und breit kein Missionshaus ist, das sie ausbilden könnte. Hat die katholische Kirche die strenge Pflicht, Missionare auszufinden, so hat sie auch das unantastbare, göttliche Recht, diese Missionare auszubilden. Wenn wir auch dankbar das Entgegenkommen mancher Regierungen anerkennen, so entspricht es doch dem fortgeschrittenen 20. Jahrhundert wenig, wenn man der katholischen Charitas und der katholischen Missionstätigkeit Fesseln anlegt, welche man für seine andere Religionsgemeinschaft kennt. (Sturm. Beif.) Mögen unsere hochverdienten katholischen Volksvertreter in den Parlamenten niemals ermüden, in dem Kampfe um eine freiheitlichere Entwicklung der heimatlichen Pflanzstätte unserer Heidenmission. (Erneuter Sturm. Beifall.)

Wer selbst nicht zum Missionswerke berufen ist, der soll und kann nach dem Maße seines Einkommens und seines Vermögens die Ausbildung von Missionaren und die Arbeit der Missionare unterstützen. Für geringe irdische Güter bietet Gott Ihnen Himmliches. Die 160 Millionen Protestanten opfern jährlich 80 Millionen Mark für die Missionen, das macht pro Kopf 50 Pfennig, während wir trotz unserer größeren Zahl nur 20 Millionen, d. h. pro Kopf 8 Pfennig opfern. (Hört!) Diese beschämend geringe Summe kommt daher, daß viele Katholiken noch gar nicht ihre Missionspflicht er-



Dr. Michael Faulhaber, Bischof zu Speyer.



Kommerzienrat Hassner,  
Bruder des † Bischofs Hassner,  
Mainz.

kannen haben und nicht das geringste für die Heidenmission übrig haben, während für Vergnügungslouren, für Zigarren, für geistige Getränke, für Toilette usw. immer Geld da ist.

Damit die Unterstützungen der Mission reichlicher fließen, helfen Sie mit, daß die Missionsvereine überall eingeführt und weiterverbreitet werden (Hört!), an erster Stelle der Franziskus Xaveriusverein, der Ludwigs-Missionsverein, die kleinen Missionsvereine der einzelnen Genossenschaften, die mächtig aufblühende Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen (Sturm. Beifall), die bereits 140 Tausend Mitglieder zählt. (Erneuter Sturm. Beif.) Letzterer Verein hat im Januar dieses Jahres in kurzer Zeit 52 Tausend Mark Extraausgaben für die Hungersnot in China gesammelt. (Beif.) Ich bitte alle Teilnehmer der Katholikenversammlung, die Ausstellung zu besichtigen, welche

schrift scheint berufen, der Missionsidee in den Kreisen der Gelehrten erhöhte Beachtung und neue Freunde zu verschaffen. Wenn erst an allen Universitäten und allen Priesterseminaren die Missionswissenschaft in den verschiedenen theologischen Disziplinen berücksichtigt wird, werden wir auch bald überall einen missionsfreudigen und missionskundigen Clerus besitzen.

Eines der besten Mittel, um die Verständnislosigkeit der Massen zu besiegen, besteht in der eifrigeren Verbreitung der Missionszeitschriften. Neben den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens empfehle ich als schönste und allgemein interessierende Zeitschrift die altberühmten katholischen Missionen (Herder-Freiburg) (Beif.). Daneben haben die einzelnen Missionsgesellschaften ihre besonderen Zeitschriften, die verdienen, mehr bekannt und verbreitet zu werden. Bei den Protestant, die dreimal so viel verschiedene Mis-



58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz: Der Festzug.

Phot. A. C. Stroher, Bingerbrück a. Rhein.

die rührige Leitung dieser Missionsvereinigung im alten Lustzpalast ausgestellt hat. Außer der sehenswerten ethnographischen Ausstellung sind dort Paramente für 76 bedürftige Missionen im Werte von 60 Tausend Mark ausgestellt, die zum größten Teil von Mitgliedern angefertigt wurden. (Lebhafter Beifall.)

Gott sei dank beginnt es auch bei den katholischen Männern mächtig zu tagen. Die neugegründeten akademischen Missionsvereine haben ein herrliches Beispiel gegeben. Es fehlt uns bisher unter den Gelehrten an Männern, die für die Missionen Verständnis hatten und begeistert waren. Der akademische Missionsverein, den Fürst Löwenstein (Sturm. Beif.) in Breslau angelegt, und den Münster zuerst praktisch ins Werk gesetzt hat, (Ern. Sturm. Beifall) wird uns diese Elite erziehen. Darum fordere ich alle katholischen Akademiker dringend auf, ihm zuzutreten. (Lebhafter Beifall.)

Noch eine andere bedeutungsvolle Missionsgabe hat uns die Alma mater Monasteriensis geschenkt, ich meine die dort unter sachverständiger Leitung aufblühende katholische Missionswissenschaft und ihre von Universitätsprofessoren und Missionaren herausgegebene Zeitschrift für Missionswissenschaft.

Sowohl die Vorlesungen über Missionswissenschaft, wie auch das missionswissenschaftliche Seminar von Dr. Schmidlin haben Anklang gefunden und die neue Zeit-

schriften mit  $3\frac{1}{2}$  mal so großer Auflage besitzen, kommt auf 30 Personen ein Abonnent, während bei uns erst auf 100 Katholiken ein Abonnent kommt. (Hört!) Wenn man bedenkt, daß bei uns die eifrigeren Missionsfreunde meist mehrere Zeitschriften halten, so kann man die beschämende Tatsache feststellen, daß Tausende von Katholiken nichts über die Mission zu hören bekommen. Hier muß der Hebel angezettelt werden. In jedes katholische Haus gehört eine Missionszeitschrift. (Lebhaft. Beifall.)

An die Seelsorgegeistlichen möchte ich die Bitte richten, dem christlichen Volke noch mehr als bisher über die Heidenmission zu predigen. Denken Sie an die Worte, die ein Fürstlicher Laienprediger von Breslau aus Ihnen zugerufen hat: „Es wird zu wenig über die Mission gepredigt. Im Namen der 30 Millionen Heiden, die jährlich ungetauft sterben, bitte ich Sie, vergessen Sie in Ihrer Sorge um unser Seelenheil nicht die Seelen, die in Heidenländern verloren gehen . . . Nützen Sie Kanzel, Christenlehre, den Kommunionunterricht aus, um uns und unsere Kinder über die Bedürfnisse der Missionen zu belehren, um unseren Eifer, unsere Opferwilligkeit zu wecken!“ Auch in den verschiedenen Vereinen könnte oft der Missionen gedacht werden. Vor allem möchte ich die Abhaltung verschiedener Missionsfeste oder Missionstage nach dem Muster

des Fuldaer Missionsfestes dringend empfehlen. (Lebh. Beifall.)

Eine Unterstützung kann uns auch der Armeiste zu teil werden lassen, er kann und muß beten. Was nützt es dem Landmann, daß er pflügt und säet, wenn der Himmel den befruchtenden Regen versagt? So ergreift es auch dem Missionar. Alles Unterrichten und Zivilisieren ist vergeblich, wenn nicht die Gnade die Herzen weich macht, und an der göttlichen Gnade fehlt es immer noch. Die Missionsvereine sind nicht nur Sammelvereine für die materielle Unterstützung der Missionen, sondern sie sind zugleich und in erster Linie Gebetsvereine. Beten Sie täglich heiß und innig und das Reich Gottes, das Reich der Himmel, das Reich der Glückseligkeit wird zu uns kommen und zu den armen Heiden. (Stürmischer, immer wieder ausbrechender Beifall.)

kleidet und auf eine mit Goldbrokat bedeckte Bahre gelegt. Die prächtige Gewandung wurde durch eine mit Edelsteinen besetzte Spange zusammengehalten; auf ihrem Haupte saß ein kleiner, von einer goldenen Krone eingefasster und mit bunten Federn bestickter Helm, um den Hals schlängten sich kostbare Korallenchnüre mit großen Perlen dazwischen, Ringe von Gold und kunstvolle Kleidung aus Elefantenhaaren bedeckten ihre Arme und Beine; an den Füßen aber hatte sie zierliche Sandalen aus rotem Sammt. Ringsum aber blühten und dufteten die schönsten Blumen. So wurde sie mehrere Stunden lang in mehr sitzender als liegender Stellung ausgestellt, den Kopf an ein kostbares Kissen gelehnt, das ihr Ehrenpage, unbeweglich wie eine Bildsäule, während der ganzen Zeit hielt. Eine zahllose Volksmenge strömte herbei, die geliebte, allverehrte Königin noch einmal zu sehen, während die Missionäre,



Waldanpflanzung durch schwarze Mädchen unter Anleitung einer Missionschwester.

## Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode der Königin Zingha verdoppelte man die Wachen um den Palast und gestattete am ersten Tag und in der folgenden Nacht niemand den Eintritt. Nachdem aber die Leiche entsprechend aufgebahrt war, ließ der Staatsrat am kommenden Morgen das Volk vor dem Palaste versammeln, verkündete den Tod der großen Königin und machte zugleich bekannt, daß sie vor ihrem Hinscheiden ihre Schwester Cambi zur Nachfolgerin bestimmt habe.

Diese Kunde erfüllte das gesamte Volk mit tiefer Trauer, von allen Seiten ertönte Jammer und Wehklagen. Die neue Königin wurde zwar in ihrem Ornat und den Abzeichen der königlichen Würde, Pfeil und Bogen, hoch emporgehoben und der Menge gezeigt, allein ihr Erscheinen erregte im ersten Augenblicke der Trauer nur geringe Teilnahme.

Die Hofdamen hatten inzwischen ihre verstorbene Gebieterin mit dem schönsten fürstlichen Schmuck be-

unterstützt von einigen Negern, welche des Lateinischen einigermaßen mächtig waren, die Totengebete verrichteten.

Da man sich gerade in der heißesten Jahreszeit befand, und daher zu befürchten war, der Leichnam möchte, obwohl er gut eingekleidet war, bald in Verbrennung übergehen, und trotz des Weihrauches, der beständig verbrannt wurde, einen übeln Geruch verbreiten, beschloß der Staatsrat, die Beerdigung noch vor Sonnenuntergang vorzunehmen. Bevor wir jedoch zur Schilderung der christlichen Beerdigungsfeier, wie sie hier an einer berühmten Königin vorgenommen wurde, übergehen, wollen wir sehen, wie die Schaggaer ihre Toten nach altheidnischem Ritus zu bestatten pflegten. Der mehr erwähnte P. Cavazzi erzählt darüber folgendes:

„Die Schaggaer kümmern sich nicht viel um ihre Kranken; liegt einer an einem gefährlichen Uebel hoffnungslos darnieder, so pflegen sie ihn aus Mitleid zu erdrosseln. Die Leichen werden einbalsamiert, und die

noch lebenden Frauen mit ihren verstorbenen Männern begraben. Man setzt die Leiche des Mannes, nachdem man sie gewaschen und ihr den besten Schmuck angelegt, in einer unterirdischen Kammer auf einen Stein oder Holzklotz und übergießt sie mit einer wohlriechenden Salbe. Damit es dem Manne in der anderen Welt nicht an Bedienung und Gesellschaft fehle, postiert man rechts und links von ihm eine seiner Frauen und deckt dann die Grube zu. Solange Verwandte vorhanden sind, die an demselben Orte wohnen, gehen sie jeden Monat zum Grabe, gießen Ziegenblut und Palmwein darauf und stimmen Trauerlieder an.

Zum Gedächtnis berühmter Vorfahren aber veranstaltet man von Zeit zu Zeit ein feierliches Opfer, Quiluvia genannt. Zu diesem Behufe umgibt man im Walde einen runden Raum mit mannshohen, oben zugespitzten Pfählen und hängt an der einen Seite, welche zugleich mit kostbaren Stoffen geschmückt wird, lebende Böcke, Hammel und Hühner auf, sowie irdene und hölzerne Gefäße, die mit Früchten und geistigen Getränken gefüllt sind.

Sind alle diese Vorbereitungen getroffen, so tritt durch das Eingangstor, über dem eine Lanze mit einer großen Fahne aufgesetzt ist, der Häuptling mit seinem Gefolge und einer Unmasse Volkes, alle in wohlgeordnetem Zuge. Unmittelbar darauf erscheinen die Gangas oder Doktoren mit den zum Opfertode bestimmten Menschen, deren Zahl sich gewöhnlich auf ein paar Hundert beläuft. Die meisten sind Kriegsgefangene, viele aber auch Schaggaer, die freiwillig und jubelnd in den Tod gehen wegen der Ehre, die ihnen bald zu Teil werden soll, nämlich den Geistern der Vorfahren als Gehilfen beigegeben zu werden.

Befindet sich unter den Opfern ein Häuptling oder sonst ein hervorragender Mann, so führt man ihn zuerst in den Kreis und lässt ihn mit vielen Förmlichkeiten und Ehrenbezeugungen niedersitzen. Der Oberfeldherr oder ein anderer Heerführer stellt sich vor ihn, erucht ihn, drüben in der anderen Welt bei den großen Geistern Fürbitte einzulegen für das Volk der Schaggaer und schlägt ihm mitten in der Rede mit einem Beile den Kopf ab. Auf dieses Zeichen fallen die Gangas auch über die anderen Opfer her und schlagen sie nieder, wobei sie mit solchem Ungeüm zu Werke gehen, daß schon manchem Zuschauer, der sich allzu neugierig vordrängte, ebenfalls der Kopf abgeschlagen wurde.

Nach dem Blutbad schichtet man am Grabe des Verstorbenen, zu dessen Ehre die ganze Feier veranstaltet wurde, die Leichname auf, und steckt durch den auf der höchsten Spize des Haufens liegenden Leib des geopferten Häuptlings eine Lanze mit einer Fahne. Vom Fleische dieser Opfer zu essen, galt als ein schweres Verbrechen; dennoch aber kam es bei dem Heißhunger dieser Wilden nach Menschenfleisch zuweilen vor, dann aber galt das ganze Opfer als unwirksam und mußte durch ein anderes ersetzt werden.

Solcher Art waren also die Totenfeierlichkeiten der heidnischen Schaggaer; sehen wir nun, wie sie als Christen ihre große Königin zur letzten Ruhe bestatteten. Zunächst hüllten die Missionäre, einem wiederholt geäußerten Wunsche der Königin folgend, die Leiche samt ihrem prächtigen Schmuck in einen schlichten Kapuziner-Habit. Man dachte sich, Bingha, die früher so grausame, blutdürstige Tyrannin, wurde zuletzt im Ordensgewande des sanften, milden und demütigen hl. Franziskus begraben! Den Leichenzug eröffneten die Sänger mit dem Kreuze, ihnen folgten die Kapuziner-

Missionäre, dann eine Kapelle von hundert Musikanten mit ihren lärmenden Kriegsinstrumenten, indessen rechts und links vom Zuge, dem eine Unmasse Volkes sich anschloß, zwei Abteilungen des Heeres standen, die, während die Leiche durch ihre Reihen getragen wurde, einen Scheinkampf aufführten.

Mit Mühe gelangte man durch all das Gedränge nach der Kirche, wo ihre Ruhestätte schon bereitet und mit reichen Stoffen ausgezässt waren. Mit der Königin wurden die prächtigsten Geräte, Gewänder und Schmuckstücke derselben, sowie ihre Waffen, was zusammen wenigstens den Wert von 50 000 Mark repräsentierte, in die Grube gesenkt; denn nach den Landesgesetzen war es niemand erlaubt, sich eines Gegenstandes zu bedienen, den sie bei Lebzeiten berührt hatte. Die beim Leichenbegängnisse anwesenden Hofdamen waren jedoch auf keine Weise zu bewegen, in die Gruft hinabzusteigen, um all die Sachen hübsch zu ordnen, denn sie glaubten trotz aller Gegenvorstellungen, man würde sie mit ihrer Gebieterin lebendig begraben. Als aber die Gruft geschlossen war, kamen sie herbei und durchwachten an derselben unter Tränen und Jammern die ganze Nacht. Am folgenden Tag wurde der Trauergottesdienst abgehalten, welchem die neue Königin mit ihrem ganzen Hofe beiwohnte.

Sofort nach Beendigung der kirchlichen Feier erschienen sämtliche Heerführer bei den Missionären und batzen um die Erlaubnis, ein öffentliches "Tombo" oder Totenfest veranstalten zu dürfen, da es ungerecht sei, eine Fürstin, der ihr Volk soviel zu verdanken habe, dieser Ehre zu beraubten. Die erstaunten Mönche gaben über dieses Ansinnen in nicht geringe Verlegenheit; da sie aber wohl einsahen, ein etwaiges Verbot würde keine Beachtung finden und könnte eventuell die ganze christliche Religion bei diesem kriegerischen Volke in Frage stellen, gestatteten sie das Fest, jedoch unter der Bedingung, daß man dabei weder Menschenblut vergieße, noch Tiere opfere noch unzüchtige Tänze aufführe.

Die Übereinkunft fand lauten Beifall. Es erschienen sieben bis acht Tausend Männer in voller Kriegsrüstung und eine ungezählte Menge Volkes: Männer, Frauen und Kinder. Die neue Königin selbst trat mit all ihren Beamten und Heerführern auf, und sobald sie jedem seine Stelle angewiesen hatte, erbaute man schnell etwa 900 Hütten, teilte sie wie eine Stadt in Viertel, und legte in jedes derselben eine Wache von hundert Mann, lauter starke, ausserlesene Leute.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, lief der oberste Anführer des Heeres durch die Reihen der Krieger und schrie aus Leibeskräften in einem fläglichen Tone: „Le, lelē, lelē!“ Es war dies ein Schrei, womit man sonst in Zeiten dringender Not die Krieger unter die Waffen rief. Diese antworteten mit dem gleichen Ruf, zum Zeichen, daß sie parat seien.

Nun stieg der Heerführer auf eine Anhöhe und rief, er habe den Auftrag, allen Bewohnern des Reiches Matamba zu verkünden, Bingha, ihre große, unvergleichliche Königin sei gestorben. Bei diesen Worten erhob sich ringsum ein herzzerreißendes Jammergeschrei; es war, als seien alle ob des großen, unermesslichen Verlustes der Verzweiflung nahe. Man blies zum Aufbruch, und die Krieger fingen sogleich an, mit der größten Lebhaftigkeit und Kunstscherheit die Art und Weise der verstorbenen Gebieterin darzustellen, indem sie täuschend nachahmten, wie sie das Heer zum Kampfe anfeuerte, den Feind angriff, ihn schlug und verfolgte; wie sie ferner einen schein-

haren Rückzug anordnete und den unvorsichtigen Gegner in einen Hinterhalt lockte, oder wie sie eine Stadt belagerte, oder einen Sturm zurückschlug. — Nach der gelungenen Aufführung all dieser Manöver zogen sie mit den Pfeilen auf den gespannten Bogen und dem Ruf: „Pute — Pute — Pute“! an ihren Befehlshabern vorüber, um anzudeuten, sie seien bereit, auch für ihre neue Königin ihr Leben zu lassen, falls sie gegen einen Feind ins Feld zöge.

Darauf kam die Reihe an die Staatsbeamten; auch sie wiederholten genau, was sie unter Binghas Regierung zu tun gewohnt waren: sie hielten Rat, gaben Befehle und fällten Urteile. Auch die Hofbeamten nahmen an der Vorstellung teil und verrichteten ihren gewohnten Dienst, bis man ihnen sagte, sie bräuchten

### Besuch des Hochwürdigsten Herrn Bischofs.

Himmelberg. — Infolge unvorhergesehener Umstände mußte der Hochw. Herr zweimal den für die Firmung angesetzten Tag verschieben, sodaß unsere schwarzen Neubefehlten, die seine Ankunft mit Sehnsucht erwarteten, auf eine kleine Geduldprobe gestellt wurden. Schließlich kam er dann noch einen Tag früher, als angeagt worden war. Samstag abend, den 22. Juli, erschien nämlich ein Bote von St. Michael mit der Kunde, Se. Bischof. Gnaden würde schon Sonntag nachmittag hier eintreffen.

Sofort wurden die nötigen Vorkehrungen zu einem möglichst würdigen Empfang des geliebten Oberhirten getroffen. Die Schwarzen hielten fleißige Ausschau,



Franz-Xaver-Schule in Mariannhill.

sich nicht weiter zu bemühen, denn ihre geliebte Herrin sei tot. Nun aber weinten und schreien sie zum Erbarmen, rauften sich die Haare aus und waren untröstlich vor Jammer und Leid über den Tod ihrer Fürstin.

Diese Leichenfeier dauerte sechs volle Tage; es fehlte zur Befriedigung der Teilnehmer nur noch das Menschenfeuer, wonach alle, wie man wohl wahrnehmen konnte, sehr lästern waren. Die neue Königin ersetzte diesen Mangel durch einen glänzenden Schmaus, wozu sie die reichen Geschenke benützte, die man ihr von allen Seiten anbot.

Die Missionäre bemühten sich zwar, das Volk auch zum Besuche der Kirche zu bewegen; allein solange das Tombo dauerte, waren ihre Bitten und Vorstellungen vergebens. Als aber das Fest vorüber war, strömte groß und klein ebenso eifrig zum christlichen Trauergottesdienste, den P. Cavazzi, der Beichtvater Binghas, abhielt und den er volle acht Tage hintereinander wiederholte.

(Forts. folgt.)

ob er wohl bald käme. Richtig, um 4 Uhr nachmittag traf er ein, doch nicht zu Pferd, wie gemeldet worden war, sondern schön bescheiden auf einem Eselswagen. Hierzulande muß man eben mit dem vorlieb nehmen, was man hat, und kann nicht jeder nach Stand und Würde auftreten. Der Hochwürdigste Herr ist übrigens längst an derartiges gewöhnt und weiß sich in alles zu fügen.

Vor dem Triumphbogen machte die vierpännige Karosse Halt. Der Hochw. Herr Bischof stieg aus, und ich begrüßte ihn im Namen der ganzen Gemeinde und speziell unserer Firmlinge in einer kurzen Anrede in seiner französischen Muttersprache, was ihn sehr erfreute. Hierauf traten zwei weißgekleidete Mädchen vor und boten ihm in englischer Sprache einen herzlichen Willkommen. Zuletzt zog alles in feierlicher Prozession in die festlich geschmückte Kirche ein, wo der Segen mit dem Allerheiligsten erteilt wurde.

Nach dem Abendessen erschien die fröhliche Schul-

jugend mit einigen buntfarbigen Lampions auf dem Plan und zeigte zunächst vor dem geliebten Oberhirten ihre gymnastischen Künste; dann ging es gemeinsam der Schule zu, wo noch eine Menge fröhlicher Lieder gesungen wurden. Zum Schluß hielt der Hochwürdigste Herr Bischof an die Kinder eine liebevolle Ansprache, legte ihnen Zweck und Aufgabe der Missionsschule klar und ermahnte sie, die ihnen gebotene Gelegenheit treu zu benützen. Hierauf ließ er sich noch väterlich mit den Kindern ein und reichte jedem den Ring zum Kuß, so daß der schöne Abend einen überaus freudigen Abschluß fand.

Am nächsten Morgen las der Hochw. Herr Bischof um 8 Uhr die hl. Messe, woran sich die Spendung der hl. Firmung anschloß. Die Zahl der Firmlinge betrug 57. Die Schwarzen waren ganz begeistert für ihren Bischof, an dessen freundlichem und leutselgem Wesen sie erkannten, daß er sie wirklich lieb habe und als seine geistigen Kinder betrachte. Gegen halb 12 Uhr verabschiedete sich der hohe Herr, wobei ihm die Firmlinge noch eine gute Strecke weit das Geleite gaben. Mit dem bischöfl. Segen und einem kräftigen „Salani kahle, lebet wohl.“ trennte er sich von ihnen, was die Schwarzen mit einem urkräftigen, vielstimmigen

„Hamba kahle, baba otandekayo, ziehe wihl, geliebter Vater.“ beantworteten.

Möge Gott und Herde, die an diesem Tage mit dem Siegel des hl. Geistes bezeichnet wurde, sich einst wieder treffen im Lande der Seligen, wo es kein Scheiden mehr gibt und keine Trennung. Das walte Gott!

P. Odo Ripp, R. M. M.

**Brave Kinder sind Engeln gleich,  
Ihrer ist wahrlich das Himmelreich!**

Von Schw. Engelberta, C. P. S. (Fortsetzung.)  
Czenstochau. — Heute möchte ich unseren geehrten Lesern und Leserinnen ein kleines Mädchen vorführen,



das zwar nicht zu den bravsten unserer Schule zählt, aber doch wieder viel Gutes und Liebes an sich hat. Es ist das unsere Cäcilia; ein kluges, munteres Ding von etwa acht Jahren. Ganz ohne Fehler ist die Kleine

nicht, hat aber auch wieder ein weiches, empfängliches Herz und ist schnell bereit, einen gemachten Fehler wieder gutzumachen.

Als ich jüngst beim Unterrichte von der Vorbereitung auf die erste hl. Beicht sprach, kam sie nachher mit einem recht betrübten Gesichtchen zu mir, und ich sah ihr sofort an, daß sie etwas Schweres auf dem Herzen habe. Auf die Frage, was ihr denn fehle, kniete sie demütig nieder, ließ das Köpfchen sinken und bat mich gar inständig um Verzeihung, wegen des vielen Verdrusses, den sie mir schon gemacht habe. „Schwester, verzeihe mir doch,“ fügte sie bei, „ich habe so viele Sünden; las mich doch auch bald zur hl. Beichte gehen, denn ich möchte wieder ein reines Herz bekommen!“

Ich war erstaunt; denn Cäcilie ist noch sehr klein, und ich hatte nicht erwartet, daß sie schon eine solche Erkenntnis ihrer Fehler habe. „Kennst du deine Sünden aber auch?“ fragte ich sie, „namentlich deinen Hauptfehler?“ „Gewiß,“ erwiderte sie prompt, „ich habe schon oft gelogen und genascht . . .“ Ich mußte sie schnell unterbrechen, denn ich glaube, sie hätte mir sonst noch all ihre Sünden öffentlich hergesagt.

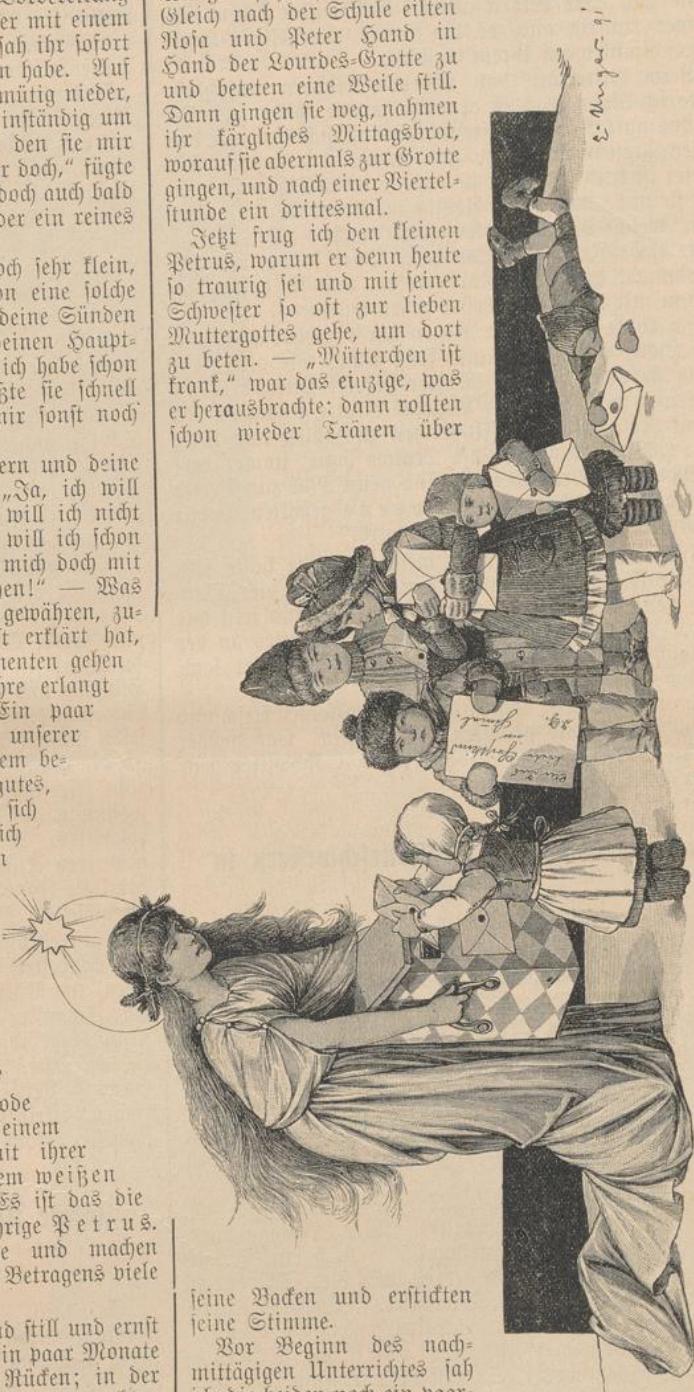
„Willst du dich aber auch wirklich bessern und deine Fehler ernstlich abzulegen suchen?“ — „Ja, ich will besser werden! Wenn ich gebeichtet habe, will ich nicht mehr lügen, nein, nie mehr, und nachher will ich schon gar nicht mehr. O, bitte, Schwester, las mich doch mit den anderen Kindern zur hl. Beichte gehen!“ — Was konnte ich da anders tun, als ihre Bitte gewähren, zumal seitdem der hl. Vater in Rom selbst erklärt hat, man solle die Kinder zu den hl. Sakramenten gehen lassen, sobald sie die Unterscheidungsjahre erlangt hätten? Cäcilie war überglücklich! Ein paar Minuten später fand ich sie schon vor unserer Lourdes-Grotte eifrig betend; und seitdem bemüht sie sich augencheinlich, ein recht gutes, braves Kind zu werden und bereitet sich eifrig auf ihre erste hl. Beichte vor. Gleich am ersten Tage bat sie mich, ihr einen Katechismus zu leihen — die Kleine kann das Käffrische schon fließend lesen, — und da lernt sie nun abends daheim beim Scheine des Herdfeuers die Fragen und Antworten auswendig. Ich habe nur den einen Wunsch, daß sie ihren guten Vorjüten auch treu bleibt. Wer von unsren Lesern und Leserinnen betet für die kleine Cäcilie ein Ave Maria?

Zum Schlusse noch eine kleine Episode von ein paar herzlieben Geschwisterchen, einem Knaben und einem Mädchen, die mit ihrer zarten, innigen Kindesliebe selbst manchem weißen Kinde zum Vorbild dienen könnten. Es ist das die achtjährige Rosa und der bald sechzehnjährige Petrus. Beide besuchen die hiesige Dorfschule und machen mir ob ihres Fleißen und mustergültigen Betragens viele Freude.

Eines Tages aber kamen sie auffallend still und ernst zur Schule. Rosa trug ihr kleines, erst ein paar Monate altes Schwesternchen, Roletta, auf dem Rücken; in der linken Hand hielt sie ihr Täfleinchen und an der rechten führte sie ihr zweites Brüderchen, den kleinen vierjährigen Paul. Beide, Rosa und Petrus, schauten überaus ernst und sorgenvoll drein. Das fiel mir auf, denn sonst strahlten und leuchteten ihre bronzenfarbenen Gesichtchen wie lauter Sonnenschein. Da mußte offenbar etwas Außergewöhnliches vorliegen.

Kurz darauf wurde das dritte Zeichen zum Beginn der Schule gegeben; aber auch während des Unterrichtes heiteren sich die Gesichter nicht auf, und über Peters Wangen sah ich ab und zu eine dicke Träne rollen. Gleich nach der Schule eilten Rosa und Peter Hand in Hand der Lourdes-Grotte zu und beteten eine Weile still. Dann gingen sie weg, nahmen ihr farbiges Mittagsbrot, worauf sie abermals zur Grotte gingen, und nach einer Viertelstunde ein drittesmal.

Jetzt fragt ich den kleinen Petrus, warum er denn heute so traurig sei und mit seiner Schwester so oft zur lieben Muttergottes gehe, um dort zu beten. — „Mütterchen ist frank,“ war das einzige, was er herausbrachte; dann rollten schon wieder Tränen über



Weihnachtswünsche. Von E. Unger.

seine Backen und erstickten seine Stimme.

Vor Beginn des nachmittägigen Unterrichtes sah ich die beiden noch ein paarmal zur Grotte gehen. Das Mädchen hatte dabei ihr Rosenkäppchen mit blauen Glasperlen in der Hand und schien die einzelnen Ave, die sie beteten, zu zählen. Selbst nach der Schule gingen die beiden Geschwister nochmals dorthin, obwohl jetzt ihr Tun den anderen Kindern auffiel. Erst nach ver-

richteter Undacht — die übrigen Kinder waren inzwischen schon alle fort — nahm Rosa ihr kleines Schwesternchen wieder auf den Rücken, ergriff den vierjährigen Paul an der Hand und wanderte mit Petrus dem elterlichen Heime zu. Die beiden älteren Geschwister sahen jetzt weniger traurig aus, es lag etwas wie seliger Hoffnungsschimmer auf ihrem Gesichte.

Beim Gittertor, das ich den Kindern auffloß, fragte ich Rosa, was es denn heute mit ihnen sei? Da hob das gute Kind sein freundliches Gesichtchen mit den großen, freuen Augen zu mir empor und sagte: „Die Mutter ist frank daheim; und als wir zur Schule gingen, sagte sie uns, wir sollten fleißig zur lieben Muttergottes gehen, welche die Kranken gesund macht. (Sie meinte unsere liebe Frau von Lourdes.) Dort sollten wir für sie jedesmal drei Ave Maria beten, und sie hoffe, daß es dann mit ihr wieder besser gehen würde.“

Ich lobte die Kinder wegen ihres Gehorsams und ihrer Liebe zur Mutter und frug dann, wie viele Ave Maria sie denn für die Mutter gebetet hätten? Denn sie seien ja wiederholt zur Lourdes-Grotte gegangen. Da begann Rosa an ihren Fingerchen zu zählen und sagte dann: „Wir haben, wie die Mutter sagte, immer drei Ave Maria gebetet; aber wir sind neun Mal zur Grotte gegangen. Wir haben eine Novene gehalten, damit die Mutter ja recht bald gesund wird.“

Auch Peterl weinte nicht mehr, denn er hoffte fest, daß böse Fieber werde gleich fortgehen, und die „Ma“ werde heute noch aufstehen und wieder gesund sein wie zuvor. „Die Ma hat gesagt: Die Muttergottes an der Grotte hilft den Kranken; und was die Mutter sagt, ist immer wahr.“

Am nächsten Tag kamen die beiden Kleinen frisch und fröhlich zur Schule geläufen. Die „Ma“ war wieder gesund, und im Herzen der beiden Geschwister war wieder eitel Sonnenschein.

### ANKUNFT DER ERSTEN MISSIONSSCHWESTERN IN TRIASHILL.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Monatelang hatten wir hier auf die Ankunft der ersten Schwestern gewartet. Zwei Brüder aus Mariannahill hatten die nötigen Wohngebäude hergestellt, alles war bereit, doch ihr Erscheinen verzögerte und verschob sich von einer Woche zur anderen. Unzähligemal wurde ich von den Schwarzen gefragt: „Wann kommen denn unsere Wamayi (Mütter)?“ So werden sie hier von den Eingeborenen genannt. Immer hieß es: „Bald, in wenigen Wochen“; doch aus den Wochen wurden Monate.

Endlich kam die Kunde: „Die Schwestern sind von Heiligblut nach Afrika abgereist“. Vier Wochen später hieß es: „Sie sind in Mariannahill“; noch ein Monat und darüber, und es ward gemeldet: „Vier Schwestern sind auf dem Wege nach Triashill“. Am 5. Oktober 1910, nachmittags 4 Uhr, trafen sie endlich glücklich und wohlbehalten hier ein. Drei von ihnen: Schwester Polycarpa (Gärtnerin), Schwester Maximina (Köchin) und Schwester Olympia (Näherin), waren Neulinge in der Mission; sie kamen direkt von Heiligblut in Holland. Ihre Vorsteherin dagegen, Schwester Agatha, ist schon weit über zwanzig Jahre in der Mariannahiller Mission tätig.

Bei ihrer Ankunft war alles auffallend still. Es waren gerade Schulferien; die Tagesschüler blieben also

daheim, und sogar von unsfern 50 Kostschülern waren die meisten nach Hause gegangen. Um so lebhafter ging es dagegen zwei Tage darauf her! Die Kinder hatten gehört, die „Wamayi“ seien gekommen, und jedes, jedes wollte sie sehen und begrüßen, und sie wollten ihnen miteinander eine rechte „Ehre antun“. Von allen Außenstationen, von „St. Cässion“, „St. Bonifaz“, „St. Antonius“ usw. kamen sie in hellen Haufen herbei. Von „St. Barbara“ allein kamen gegen 200 Schulkindern mit einer Menge weißer und roter Fähnchen angerückt. Ein Bursche trug eine Fahne mit rotem Kranz, das war die „St. Barbara-Standarte“. Als Gegenstück trug ein robustes Mädchen auf einer langen, schön verzierten Stange einen Schild. Darauf standen die Worte: „Kajiwani Masista, Schwestern seid gegrüßt!“ Zuerst gings in die Kapelle, — der erste Gang der schwarzen Neubefehrten gilt immer dem lieben Heiland im Tabernakel —, wo ein religiöses Lied gesungen wurde; dann stellten sie sich in langer Doppelreihe auf und zogen unter Gesang der Schwesternwohnung zu. Hier ward zunächst den Neuangefommenen mit den auf dem Schild angebrachten Worten ein dreifach donnerndes „Hoch“ gebracht, und dann sangen sie über eine halbe Stunde lang, was sie an Liedern nur immer Schönes und Gutes wußten. Endlich marschierte „St. Barbara“ ab, um den andern Tagesschulen Platz zu machen. Um 12 Uhr war Mittagessen; es gab ein paar Schüsseln voll Erdnüsse mit etwas Mamba. Nach kurzer Rast stand alles auf, bildete eine lange, lange Linie und nun zog man unter Spiel und Gesang und Tanz jubelnd und jauchzend in ganz Triashill umher. Des Singens, Hüpfens und Lärmens wollte kein Ende sein, denn der Schwarze kennt in solchen Fällen keine Ermüdung. Wir selbst mußten ihnen zuletzt sagen, es sei nun Zeit, wieder an die Rückkehr zu denken. Da stellte sich jede Schule zum feierlichen Abschied nochmals vor der Schwesternwohnung auf und ließ abermals ein urkäftiges Lied erschallen. Die Schwestern hatten natürlich an den muntern Kindern, die von der ersten Stunde an solch herzliche Zuneigung bewiesen, große Freude und teilten an dieselben Medaillen aus.

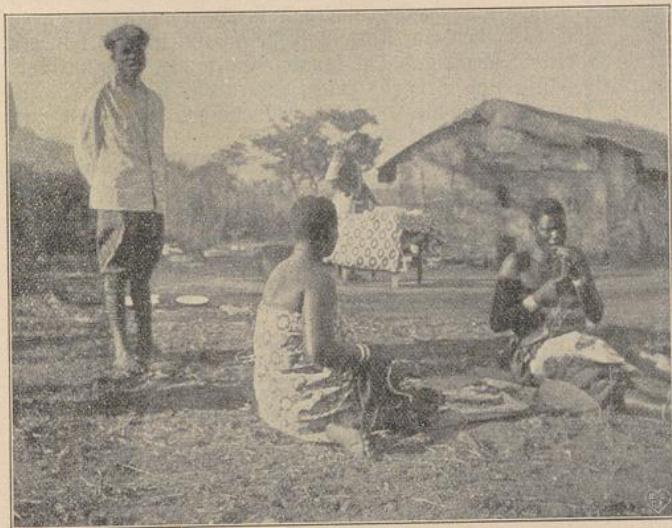
Rast ebenso feierlich ging es zwei Monate später zu, als Schwester Paula, die Generaloberin unserer Schwestern, zur Visitation hier eintraf. In ihrer Begleitung war Schwester Dulcissima, die für die hiesige Schule bestimmte Lehrerin. In Triashill aber fühlte man schon in den ersten acht Tagen, daß neue Kräfte im Hause waren. Möge für alle Zukunft die Arbeit unserer treuen, eifigen und überaus opferwilligen Missionsschwestern vom reichsten Segen Gottes begleitet sein!

### UNSERE AUßENSCHULEN „ST. BONIFAZ“ UND „ST. PAUL“.

Von Br. Flavian, R. M. M.

Triashill. — Zwei gute Wegstunden von unserer Missionsstation Triashill entfernt, erhebt sich in nördlicher Richtung ein hoher Berg, Chimira mit Namen. Bei diesem Berge liegt ein großer Kraal mit 25 schulpflichtigen Kindern; doch die Entfernung ist zu groß, als daß sie jeden Tag bei gutem und schlechtem Wetter nach Triashill kommen könnten. Noch schwieriger liegen die Verhältnisse für einige andere Kraale, die zwei bis drei Kilometer weiter zurück, hinter dem Chimira-Berg liegen. Und doch wollten auch sie nur allzu gern eine Schule haben. Mehr als einmal kamen sie mit

einem diesbezüglichen Bittgesuch hieher und versprachen, gern das nötige Material herbeizuschaffen und beim Bauen selbst zu helfen. Ja, eines Tages erklärten sie, es sei schon alles bereit, sie hätten Holz und Deckgras in Menge herbeigeschleppt, und wir möchten nun kommen und die Schule bauen.



Weiber bei Triashill versetzen Perlenschmuck.

Ich ging hinüber. In vier Tagen stand die neue Schule, als deren Patron wir den hl. Bonifatius, den Apostel Deutschlands, wählten, fiz und fertig da. Sie ist 45 Fuß lang, 14 breit und 9 hoch; sechs mittelgroße Fenster sorgen für das nötige Licht. Schon von ferne gesehen, macht sie sich ganz prächtig, denn sie liegt auf einem schönen, weithin sichtbaren Platz und ist rings von schattigem Buschwerk umgeben. Als Lehrer aber fungiert daselbst ein schwarzer Christ, Markus mit Namen. Er ist verheiratet und wohnt gleich nebenan. Die Zahl der Kinder ist rasch auf 80 gestiegen. Zeitweilig geht auch unser P. Superior nach „St. Bonifaz“ und erteilt daselbst christlichen Unterricht.

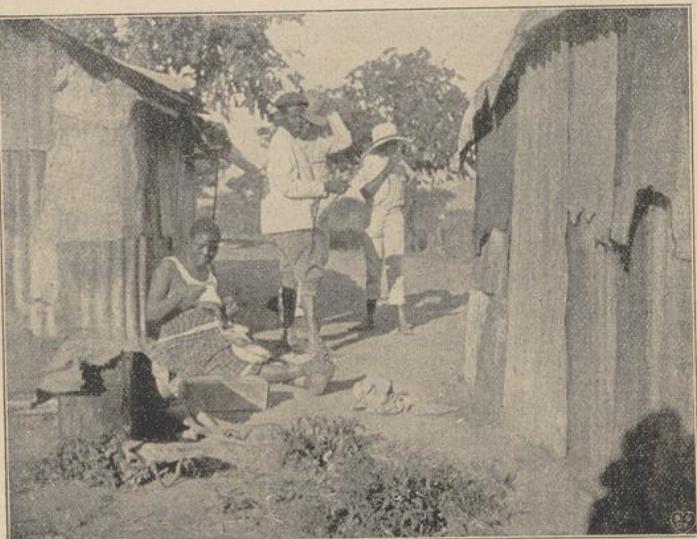
Die zweite Tageschule „St. Paul“ liegt eine halbe Stunde hinter dem dreizackigen Gebirgsstock, von dem Triashill (Dreifaltigkeitsberg) seinen Namen hat. Es ist das der Kettenberg, der vorhin genannte Chimira und der Rhamenba, welch' letzter sich mit seinen fahlen, weißen Felswänden fast 4000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Hinter dem sogenannten Kettenberg, jenseits unseres Missionsgutes, liegt eine große, weit ausgedehnte Ebene mit mehreren heidnischen Kraals. Von den größeren Kindern kannten zeitweilig einige herüber in unsere St. Barbara-Schule; für die kleineren aber war der Weg über das Gebirge zu weit.

Ich hatte Mitleid mit den Kindern und berief eines Tages die Männer nach „St. Barbara“, um ihnen die Notwendigkeit einer eigenen Schule klarzulegen. Als ich den Vorschlag machte, für den genannten Zweck einen Kraal zu räumen, meinte einer der anwesenden Burschen,

es wäre doch besser gleich eine eigene Schule zu bauen. Alles war damit miteinverstanden, und schon wenige Tage darauf lag Holz und Deckgras hierfür parat. Es fehlte noch die Einwilligung der englischen Regierung; sie wurde von unserem Hochw. P. Superior persönlich in Rusapi erwirkt. Nun konnte es losgehen.

Ich schloß also meine Schule in „St. Barbara“ auf ein paar Tage zu und begab mich nach dem afrikanischen „St. Paul“, auch dort eine Schule zu bauen. Nach drei Tagen war sie fertig. Sie liegt auf einer sehr schönen Ebene, nur wenige Minuten von fünf großen Kraals entfernt, sodass die Kinder selbst bei ungünstiger Witterung leicht zum Unterricht kommen können. Die Größenverhältnisse sind: 40 Fuß lang, 12 breit und 9 hoch. Das Dach hat eine sehr spitze Form, sodass auch bei starkem Regen kein Wasser hineinkommt. Im Innern ist es sehr luftig und kühlt. Die vier Fenster haben die Schwarzen selbst bezahlt, desgleichen steuerten sie 10 Mark und zwei Schweine zum Schulbau bei. Als besonderer Schmuck der neuen Schule sei erinnert: ein Kruzifix, ein hübsches Herz-Jesu-Bild und ein paar Stück Kaliko mit Chimanyika-Buchstaben beschrieben. Die Ausstattung aber bildet ein Tisch und eine schwarze Schultafel.

Die von unserm Superior, dem Hochw. P. Adalbero, vorgenommene Einweihung der Schule gestaltete sich zu einem schönen Feste. Alle die vielen Söhne von „St. Barbara“ gingen mit. Sie trugen weiße und rote Fähnchen und sangen und jubelten auf dem ganzen Weg. Ich marschierte mit den Kindern voraus, während P. Superior mit einigen größeren Burschen langsam nachkam. Gegen 10 Uhr war ich dort. Die Schule wurde rasch mit Blumen und frischem Grün geschmückt, während aus den benachbarten Kraals das Volk massenhaft herbeiströmte. Bei Ankunft des P. Superior intonierten wir ein kräftiges Lied; er selbst hielt eine kurze Ansprache an das Volk und nahm sodann die Benediktion der Schule vor. Den Schluss bildeten Gesang und einige Gebete. Nach frugalem Mittags-



Armer Hüttenbau in Umtali bei Rhodesia.

mahl marschierte ich mit meinen Kindern wieder nach „St. Barbara“ zurück.

Die Zahl der Schulkinder in unserm „St. Paul“ beträgt gegenwärtig fünfzig, doch hoffe ich, daß sie in Pälde noch höher steigen wird; denn schon fangen einzelne an, aus der  $\frac{3}{4}$  Stunden davon entfernten amerikanischen (protestantischen) Schule zu uns herüber zu kommen.

Mein lieber Leser, alle unsere Schulen, sowohl die in Triashill, wie auf sämtlichen Außenstationen sind recht arm; die Kinder aber sind außerordentlich eifrig, willig und gut, und verdienen wahrlich eine kräftige Unterstützung. Der Bedürfnisse und Ansiegen gäbe es viel, weil ich jedoch weiß, wie sehr gegenwärtig die Opferwilligkeit unserer Leser in Anspruch genommen wird, getraue ich mir nur eine einzige Bitte vorzutragen, nämlich die um eine kleine Glöde, im Gewichte von 1 bis 2 Zentnern. Wir könnten allerdings deren drei brauchen, doch ich will nicht umbescheiden sein. Schon eine einzige wäre mir hochwillkommen. Wer will uns und unseren braven Kindern diese Freude machen?

### Eine Ferienreise.

Von Fr. Burkhard, R. M. M.

Mariannhill. — „Ferien!“ welche Freude, welchen Jubel ruft dieses eine Wort in einer Studentenseele wach, nicht nur in Europa, sondern auch im dunklen Erdteil, im heißen Afrika. Viele Tage und Wochen hindurch hatten wir auf der harten Schulbank hinter unseren Büchern gefressen und geschwitzt; dann kamen zum Schlusse noch die gestrengen Gramina, doch nun war alles glücklich überstanden. Die heißsehnte Ferienzeit war da, und was unsere Freude verdoppelte und verdreifachte, war die überraschende Kunde, der ehrwürdige Vater Abt habe gnädigst gestattet, daß wir einen Teil derselben auf unserer Missionsstation Lourdes zubringen dürften. Wer beschreibt den Jubel, den diese frohe Botschaft in unseren jungen Herzen auslöste! Wir sollten nach den Stationen gehen und sollten dort das schöne Missionsleben, dessentwegen wir Eltern und Heimat verlassen hatten, in nächster Nähe sehen und kennen lernen!

Wir waren sieben Studenten und ein Priester, der während des Semesters als Lektor fungiert hatte. Die Reisebündelchen waren rasch geschmückt, der Priester las schon um  $\frac{1}{2}$  Uhr in der Frühe die hl. Messe — in Missionsländern gibt's in diesem Punkte weitgehende Dispensen — und nach kurzem Frühstück fuhren wir nach Pinetown, der nächsten Bahnstation von Mariannhill. Es war eine wundervolle, herrliche Nacht. Tausende von Sternlein funkelten und glikernten am großen Himmelsgewölbe und blickten so traurig auf uns herab, als wünschten sie uns allen eine glückliche Reise und recht vergnügte Ferien.

Gegen vier Uhr brauste der Zug heran, wir stiegen ein, und fort ging es durch die stille Nacht in eine uns unbekannte Welt hinein. Nach etwa  $3\frac{1}{2}$  stündiger Fahrt waren wir in P. Maritzburg, der gartenreichen Hauptstadt Natal. Von hier ging es in hellem Sonnenschein auf einer Zweiglinie nach der Kapkolonie. Wir kamen aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Denn da ging es viele Stunden lang über Berg und Tal dahin, bald an schmucken Dörfern und trauten Farmerwohnungen vorbei, bald durch endloses Weideland mit einzelnen Kaffernhütten und afrikanischem Urwald.

Hier kam eine mächtige Bergkuppe mit zahlreichen Ausläufern, dort ein Tal mit raschen, silberhellem Wasserlauf. Auch an einzelnen unserer Stationen, an St. Augustin, Revelaer und Censtochau kamen wir vorüber; wir hätten nur allzugeine Halt gemacht und nähere Umschau gehalten, doch das wilde Dampfroß pustete und feuchte unaufhaltlich weiter, hier in vielen Serpentinen eine stolze Anhöhe hinauf, und dort in ein tieferes, schauriges Tal hinab. Es kamen auch mehrere Flüsse und Brücken; zuletzt fuhren wir über den Ingangwane in die Kapkolonie hinein, wo wir gegen fünf Uhr abends bei Malsenge austiegen. Wir waren da herzlich froh, daß wir die 13stündige Eisenbahnfahrt glücklich hinter uns hatten, denn ein paar waren von dem ewigen Rütteln und Stoßen fast „seefrank“ geworden.

In Malsenge erwarteten uns fünf gesattelte Pferde und ein für drei Personen bestimmtes Gefährt, um uns nach Lourdes zu bringen. Ich machte mich gleich an die Pferde heran und suchte mir das kleinste aus; denn erstens hoffte ich hier leichter oben zu sein, und zweitens nicht so hoch herunterzufallen, wenn's einmal schief ging. Die Sache ließ sich übrigens besser an, als ich dachte; jeder von uns behauptete seinen Sitz. An Wechselung fehlte es übrigens nicht. Die Gangart wurde weniger von den Reitern — denn wir waren alle Neulinge — als von den Pferden selbst bestimmt, und so bestätigte sich wiederholt das Wort der Schrift: Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten die Ersten sein. Streckenweise ritten wir ziemlich scharf, sodaß wir unerwartet früh an unserem Reiseziel anlangten. Um  $\frac{1}{2}$  Uhr abends kamen wir schon in der geräumigen Missionskirche zu Lourdes, um dem lieben Heiland im Tabernakel für den glücklichen Verlauf unserer Reise zu danken.

In Lourdes wurden wir in überaus herzlicher Weise aufgenommen; wir merkten sofort, daß wir uns unter Brüdern befanden. Unsere Ferienzeit dauerte 14 Tage und wurde bestens ausgenutzt, uns leiblich und geistig zu erholen. Während der Morgenstunden erfüllten wir unsere religiösen Pflichten, dann ging es hinaus in Gottes freie Natur. Wir machten Ausflüge teils zu Fuß, teils zu Pferd, machten Streifzüge in die afrikanischen Urwälder und besuchten die verschiedenen Außenstationen und Katechetenstellen St. Bernard, Dumisa, St. Xaver usw. Einmal ging es auch nach dem unsern Lefern wohlbekannten Emmaus, wo wir ebenfalls viel Schönes und Erbauendes zu sehen bekamen. Nur zu schnell war der 13. Juni, der Tag des Scheidens vom lieben Lourdes, gekommen.

Auf der Rückreise nach Mariannhill machten wir einen kleinen Abstecher nach Censtochau, wofür wir nicht weniger vergnügte Stunden erlebten, als in Lourdes. Am 16. Juni endlich kehrten wir wieder nach unserem schönen Mutterhause zurück, um gemeinsam mit unseren lieben Mitbrüdern das hochheilige Fronleichnamsfest zu begehen, das jetzt auf den Sonntag verlegt worden ist.

Durch diese Ferienreise haben wir den ersten tieferen Einblick in das große Mariannhiller Missionswerk gewonnen und jetzt schon freuen wir uns auf die Zeit, da es uns nach Beendigung unserer Studien gegönnt sein wird, den Heiden das Evangelium zu verkünden. Überall, wo wir hinkamen, hörten wir Klagen über den Mangel an Missionskräften. Hier wird ein Priester als Gehilfe gewünscht, dort ein Lehrer und Katechet, dort ein Handwerker und Dekonom usw. Befindet sich unter den Lesern dieser Zeilen keiner, der sich für das

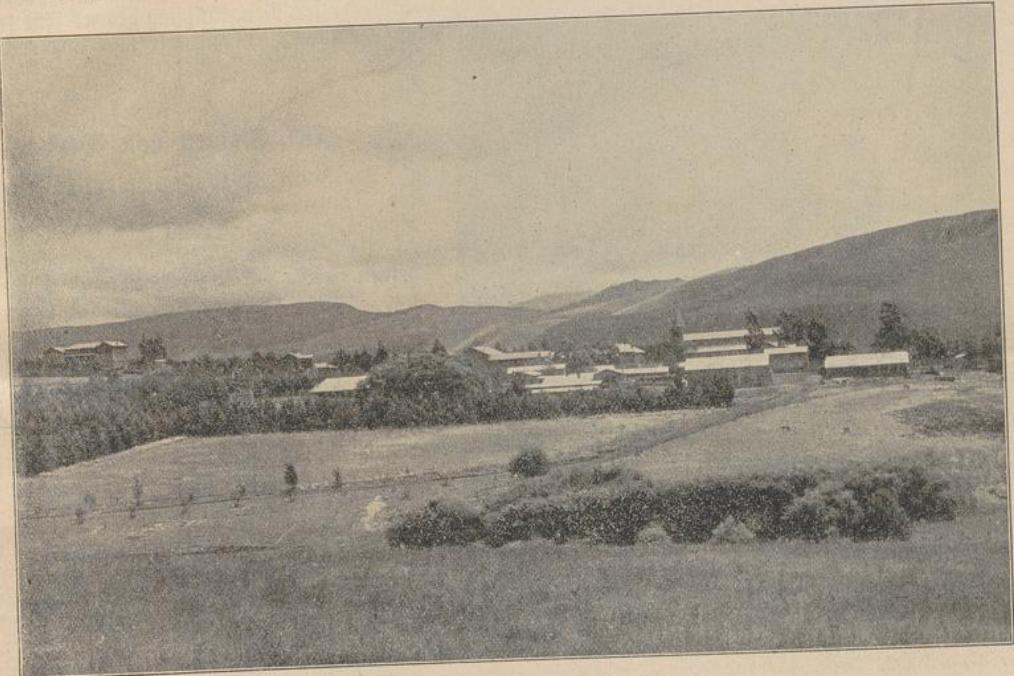
Ordens- und Missionsleben berufen fühlt und bereit wäre, seine ganze Persönlichkeit, all sein Wissen und Können in den Dienst einer so erhabenen und verdienstvollen Sache zu stellen? O wie sehr würde es mich freuen, wenn eines Tages ein Postulant käme und sagte, er habe durch diese meine schlichten Zeilen den Impuls bekommen, sich unserer Mission anzuschließen! —

### St. Anna.

Das diesjährige hl. Osterfest war auch hier in „St. Anna“ ein Tag geistiger Auferstehung für eine kleine Schar Auserwählter, indem am genannten Tage unsere Christengemeinde um 25 Täuflinge, 10 Knaben, 14 Kaffernweiber und ein Mädchen, vermehrt wurde. Dem Ueingekehrten erscheint diese Zahl vielleicht klein, doch für die hiesigen Verhältnisse ist sie noch ziemlich

Am 2. Mai 1911 wurde hier die erste christliche Ehe eingegangen. Der Hochwürdige P. Ildefons war eigens von Clairvaux hierher gekommen, um die Trauung vorzunehmen. Da die hiesigen getauften Bafutos alle unter einander verwandt sind, so hatte sich der Bräutigam unter den Protestanten ein Mädchen gesucht. Schwierigkeiten wegen des Uebertrittes zur katholischen Religion gab es nicht, denn es scheint hier ein Geetz zu sein, daß die Frau der Religion des Mannes folgt. Man wechselt die Religion wie ein Kleid; auch macht sich ein Mosoto keinen Skrupel daraus, selbst mit einer nahen Anverwandten eine Ehe einzugehen, während der Zulutäffler das niemals tut.

Fräulein Braut verwandte geraume Zeit auf ihre Toilette, die auf freiem Felde vorgenommen wurde. Sie schaute zuletzt in ihrer Gewandung gar wunderlich aus, und war von der Fußhöhle bis zum Scheitel weiß, schneeweiß; nur das schwarze Näschen schaute verräterisch



Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie.

groß. Die Gesamtzahl aller unserer Getauften ist damit auf 112 gestiegen. Auch das Verhältnis zwischen den getauften männlichen und weiblichen Personen hat sich dadurch einigermaßen ausgeglichen, ja die Zahl unserer christlichen Knaben übersteigt schon jene der Mädchen. Anfang war's gerade umgekehrt, und es war in der Kirche ein wenig erfreulicher Anblick, fast nur Frauen und Mädchen zu sehen. Fand sich hier und da ein Männlein dazwischen, so verschwand er förmlich unter all diesen Evaftötern. Letzteren soll damit an ihrer Ehre nichts gekürzt werden, denn es finden sich brave, ja ganz ausgezeichnete Seelen darunter; doch soll man auch dem Manne, dem Haupt der Familie, sein Recht gönnen. Er nimmt die einflussreichste Stellung ein im öffentlichen Leben, und das gute Beispiel eines einzigen charakterfesten Mannes kann hierzulande nicht hoch genug eingeschätzt werden. D'rum freue ich mich, daß auch für die nächste hl. Taufe wieder eine größere Zahl Knaben in Aussicht steht.

in die Welt hinein. Nach dem Trauungssakreto ging es zum Hochzeitschmause. Unser Koch, Bruder Malachias, der nebenbei auf der Station als Gärtner, Schreiner, Spengler usw. fungiert, übertraf sich selbst. Er hat ein Festessen hergestellt, daß ich ihn stark im Verdacht habe, er habe dem ersten Buche Moisis etwas abgelauscht, wo es heißt, daß Gott die Welt aus „Nichts“ erschaffen habe. Jedenfalls blieb es mir rätselhaft, wo er denn die Urft offe hergenommen, die er so wundersam und kunstgerecht zu mischen und umzumodeln wußte, da wir doch in unserem armen „St. Anna“ keinerlei Ueberflüß an solchen Dingen haben.

Nur eines hatte der gute Bruder vergessen, das „utshwala“ oder Kaffernbier. Es war überhaupt auf der Speisekarte kein Getränk zu finden. So kam es, daß die Hochzeitsgäste bald abzogen und sich nach den Strapazen des Hochzeitschmauses an den Wassern des Umkomezi gütlich taten. Da war gewiß kein Uebermaß zu fürchten.

Zum Schluß wünschte ich nur, es möchten dieser ersten christlichen Ehe bald weitere folgen, damit hier die Zahl der Katholiken jener der Protestanten mehr und mehr gleichkomme. Unsere große Patronin, die hl. Mutter Anna, möge uns dazu verhelfen!

P. Bonijs, R. M. M.

### Eine neue Tageschule und Missionskapelle.

Vom Hochw. P. Leonhard Eißler, R. M. M.

Maris-Stella. — Am 20. Juli 1911 eröffnete ich in Mehlomnhamma, einer erst kürzlich erworbenen Farm, die früher einem protestantischen Missionär gehört hatte,

mütig dem armen Maris-Stella überlassen und verbüßen nun das elende Gerippe des Altars, das aus ungehobelten Wattelstangen besteht. Die provisorische Altarplatte aber bildet eines der Ablegbretter, deren sich unser Bruder Rajetan zur Herstellung von Zementplatten bediente.

Wenn es dann gegen ein Uhr mittags zum Frühstück geht, sucht man vergebens nach Tisch und Stuhl; doch der breite Stubenboden ersetzt beides. Trotz allem bewahre ich meinen guten Humor, denn reichlicher Ertrag für alle Opfer ist mir der zahlreiche Kirchenbesuch. Schon zum ersten Gottesdienst erschienen gegen achtzig Personen; darunter waren Katholiken, Protestanten und Heiden. Gebe Gott, daß sich die dortige Mission immer besser und schöner entwickle!

Wer von unsfern geehrten Lesern will ein Scherlein zu dieser so armen, und doch so hoffnungsvollen Neugründung geben? Für jede, auch die kleinste Gabe sagen wir zum Voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“

### Die Glocken von Weyher.

Im Jahre 1794, also vor 117 Jahren, kamen die Franzosen, trunken von dem vergossenen Königs- und Priesterblut auch in die Pfalz und in die Nähe von Weyher. Die Revolutionshelden hatten weder Glauben noch Gottesfurcht, und verübten daher in den Kirchen Greuelstatten, daß die Feder sich sträubt, sie niederzuschreiben. Ganz besonders hatten sie es auf die Glocken abgesehen. Von allen Kirchtürmen wurden die Glocken heruntergenommen, zerstochen und in Kanonen umgegossen. Stumm und traurig standen dann die Kirchtürme da, und meilenweit hörte man keine Glocke mehr ihren heiligen Gesang anstimmen.

Nun sind aber nach den heiligen Gefäßen, den Altären und geweihten Paramenten die Glocken jeder Kirche hochgeweiht. Ihr Klang ist für die Gläubigen eine Sprache von tiefstem Sinn. Auch der beste Redner kann nicht so eindringlich predigen, als z. B. die Totenglocke oder die Aveglocke, oder die Wandlungsglocke es tut; gar nichts zu sagen davon, wie wunderbar die Glocken erst bei der Auferstehungsmesse am Karfreitag klingen oder am Ostermorgen und in der heiligen Nacht. Begreiflich also, daß der böse Feind alles aufbietet, die Glocken zum Schweigen zu bringen.

Im Pfarrdorfe Weyher in der Pfalz, das wir ein-gangs erwähnten, klangen sie noch, aber schon waren die Gottesschänder nahe; am nächsten Morgen sollten sie im Dorfe einrücken.

„Uns ist nur an den Glocken gelegen“, sagten die Leute; „alles andere ließen wir uns gerne stehlen, nur nicht diese Bungen des Glaubens in unserer Kirche“. Und so beratschlagte man denn, ob die Glocken nicht vor den Franzosen zu retten wären? Da zeigte der Bürgermeister, daß er wirklich ein Meister war, der für das Dorf und die Bürger sorgte.

Am Abend ging der Amtsvorstand in einige Häuser, deren Leute er wohl kannte. Dabei bestellte er acht junge Burschen zu sich, kräftige, mutige Leute, treu wie Gold und von Herzen brav und gut katholisch gesinnt,



Bettekinder. Von Meier von Bremen.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

eine Tageschule. Sie nimmt bis jetzt einen recht erfreulichen Fortgang. Schon am ersten Tag erschienen 13 Schüler, eine Zahl, die beständig im Wachsen begriffen ist. Leider fehlt es noch gar sehr an der nötigen Einrichtung. Einige alte Teekisten, die uns ein freundlicher Nachbar schenkte, dienen als Schulbänke. Die Schule selbst halten wir in der ehemaligen Schüle; als Lehrer aber fungiert ein ziemlich intelligenter, der Schule entwachsener Kaffernbursche. Und doch hat jeder man seine helle Freude an der neuen Niederlassung.

Alle vierzehn Tage — gewöhnlich am Donnerstag — wird daselbst auch die hl. Messe gelesen. Auch hier geht es überaus ärmlich her. — Der Notaltar wurde von einem unserer schwarzen Burschen fabriziert. Alte Vorhänge, die einst in Deutschland einer besseren Familie angehört haben möchten, wurden vom Bruder Eusebius, dem Magazinverwalter in Mariannhill, groß-

die besten seiner Gemeinde. Als sich alle in seiner Amtsstube versammelt hatten, sprach er zu ihnen: „Ihr jungen Leute, ich habe euch kommen lassen, damit ihr mir helfet, etwas zum Besten unserer Kirche und der ganzen Gemeinde zu tun, wozu man aber starke, beherzte Leute braucht. Es ist sogar möglich, daß unser Unternehmen uns die Freiheit, sogar das Leben kostet. Drum, wer sich fürchtet, trete zurück.“

Da trat einer der Burschen, nachdem diese sich lange angesehen hatten, vor und sprach: „Es wird doch erlaubt sein zu fragen, um was es sich denn eigentlich handelt?“

— „Ihr wißt,“ entgegnete der Bürgermeister, „daß ich ein ehrlicher Mann bin, und ich gebe euch mein Wort, daß das, wozu ich euch eingeladen habe, etwas Gutes ist. Was — das werde ich euch erst sagen, nachdem ihr mir alle feierlich geschworen, lieber zu sterben, als etwas zu verraten.“

Da sprachen die Burschen alle: „Wir wollen schwören.“ Doch der Bürgermeister wehrte ab: „Nicht hier, sondern an einem andern, viel heiligeren Orte. Holæt mir!“ Und im Dunkel der Nacht — es war schon gegen 10 Uhr — gingen die neun Mann zur Kirche.

Sie traten ein und beugten andächtig das Knie vor dem Hochaltar, der sich in dunklen Massen gegen das kleine flimmernde Lämpchen des ewigen Lichtes abhob. Hier vor

dem Hochaltar, angesichts des Königs der Könige, erfuhren nun die Burschen den Plan des Bürgermeisters: in dieser Nacht noch, ehe die Franzosen kommen, die Glocken vom Turme herabzunehmen, sie fortzuführen und zu verbergen, um sie später nach dem Abzug des

Feindes wieder zu holen. Und lieber sollte ein jeder sich erschließen lassen, als das Geheimnis, wohin die Glocken verbracht seien, zu verraten. Die Augen der jungen Leute glänzten förmlich im Feuer heiliger Be-



Am Umhauerzustausee bei Marienhill.

Feierlich hoben alle die Hand zum Schwur in der verschlossenen Kirche: So wahr ihnen Gott helfen und gnädig sein wolle im Leben und im Sterben, so gewiß wolle keiner von ihnen verraten, wohin sie die Kirchenglocken bringen werden, noch wer dabei mitgetan habe. — Dem Herrn Pfarrer hatte man nichts davon gesagt, damit er nicht in Verlegenheit komme und vor dem Feind mit bestem Gewissen erklären könne, er wisse nichts von der Sache.

In stillem Gebeite knieten die Burschen zusammen auch noch um den Muttergottesaltar und beteten mit Inbrunst, daß ihnen das Vorhaben gelingen möge. Dann gingen sie wieder heimlich auseinander.

Als es aber gegen 12 Uhr war, und die Mitternachtsstunde das Dorf in dunkle Schatten hüllte, da waren sie wieder alle beisammen mit Ketten, Seilen, Hebebäumen und Winden. Vor dem Kirchturm stand ein großer Schlitten, sonst für schwere Holzlasten bestimmt, jetzt mit Balken belegt, auf welche die Glocken zu stehen kommen sollten. Die Nacht war kalt, der Schnee gefroren, die Bahn gut. Vier Pferde waren vor den Schlitten gespannt und harrten ungeduldig auf die Abfahrt. Drobten im Glockenturm aber ging ein geheimnisvolles Arbeiten los. Mit aller Vorsicht und Behutsamkeit machte man eine Glocke nach der anderen los, ließ sie langsam herab und brachte sie auf den Schlitten. Die Pferde zogen unter halblautem Zuruf an, und der Schlitten glitt fast lautlos durchs Dorf hinaus, dem Walde zu, bei dessen Eingang schon ein Worspann von vier weiteren Pferden wartete. Nun ging's kreuz und quer, auf und ab durch den Wald, bis man endlich an eine Stelle kam, wo an einem Abhange ein freier Platz war. Hier wurde eine tiefe Grube ausgeworfen, und senkte man die Glocken eine dicht neben der anderen in den Boden ein. Dann füllte man die Grube wieder zu und warf den massenhaft umherliegenden Schnee darauf. Ein heftiges Schneegestöber, das bald darauf einsetzte, verdeckte vollends das Glockengrab und jegliche Spur des Schlittens.

Des anderen Tags kamen die Franzosen. Man diente sich ihre Wut, als sie den Glockenturm leer fanden! Sie durchstöberten die Kirche, alle Häuser und Keller, umsonst, die Glocken waren und blieben verschwunden.

Man nahm den Bürgermeister ins Verhör. „Wo sind die Glocken?“ herricht ihn der französische Offizier an. „Ich weiß es nicht,“ entgegnete er gelassen und sprach dabei die Wahrheit, denn er war absichtlich fern geblieben, als man die Glocken vergrub. Man zog auch den einen und andern der jungen Burschen gefänglich ein, doch jeder bestand die Feuerprobe; keiner verriet das Geheimnis mit einem Wort, und zuletzt mußte man alle wieder freigeben. —

Behn Jahre waren inzwischen dahingegangen. Das Haar des Bürgermeisters begann zu bleichen; aus den Burschen aber waren Männer geworden und fast alle hatten aus der Kirche sich ein frommes Schwör mitheim genommen — allerdings ohne daß die Glocken zum Feste geläutet hätten.

Die heilige Adventzeit war nahe, und gleich den Israeliten im alten Bunde seufzten täglich die Männer und Frauen von Wenher nach einem Erlöser für ihre Glocken. Und die Erlösung kam. Die französische Revolution brach in sich zusammen; ein anderer trat das Erbe an, und die Religion durfte wieder frei geübt werden.

Da rief der Bürgermeister seine acht Getreuen zusammen, und man beschloß, die Glocken wieder zu holen.

Vier Tage vor Weihnachten gingen sie hinaus in den Wald. Man grub und schaufelte die Erde weg, und nach ein paar Stunden waren die Glocken wieder ans Tageslicht geschafft, allerdings beschmutzt und angerostet, doch ganz und unversehrt. Auf einem Schlitten fuhr man sie am späten Abend heimlich zurück nach Wenher. Im Hause des Bürgermeisters wurden sie gezeigt und gepuht, daß sie glänzten wie Silber, und am Vorabend des hl. Weihnachtsfestes heimlich auf den Turm verbracht.

Die heilige Nacht brach an; es kam die Mitternachtsstunde, in der das Heil der Welt geboren wurde. Wie gewöhnlich machte sich alles auf zur hl. Messe in der Mitternacht. Aus allen Häusern glänzten Lichter; die Leute wandeln still auf den dunklen Straßen der Kirche zu, und die Kirchenfenster schimmern hell erleuchtet durch die sternenhelle Weihenacht.

Da horch! Was ist denn das? Plötzlich erschallt ein mächtiger Klang; er kommt von oben, wie vom Himmel her. Die große Turmglocke schlägt an, und freudig jubelnd fallen kurz darauf auch die anderen mit hellen Tönen ein. Was war das für eine Weihnachtsfreude! Wie man die Stimme von Vater und Mutter und vom teuersten Freund beim Wiedersehen begrüßt, so taten die von Wenher es beim Klange ihrer wiedererstandenen Glocken. Auf den Straßen blieb man stehen und nahm trotz der Kälte Hut und Pelzmütze ab. Die Fenster der Häuser öffneten sich und eines rief dem andern voll Freuden zu: „Die Glocken, die Glocken!“ In der Kirche aber weinte mit dem alten Seelsorger die ganze Gemeinde, groß und klein, vor Rührung und seliger Weihnachtsfreude, als er in wenigen Worten dem lieben Gott seinen Dank und Preis ausprach für diese Gnade. Führwahr, seliger, inniger und freudiger ist wohl noch nie ein Weihnachtsgottesdienst gefeiert worden.

Am andern Mittag aber vernahm die ganze Umgegend auf Meilen weit eine volle Stunde lang das Läuten der Glocken von Wenher wie eine Predigt vom Himmel her. Überall ward ihre Sprache ob des herrlichen Zusammenklanges gedeutet als die Verheißung der Engel in der ersten Christnacht zu Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

**Nachtrag.** — Wir möchten diese Gelegenheit benützen und wieder um einige Glocken für die Mariannhiller Mission bitten. Für bloße Katechesenstellen ist schon ein Glöcklein von einem Zentner oder etwas darüber eine große Wohltat und verleiht durch seinen reinen, silberhellen Klang der ganzen Gegend ein neues, spezifisch christliches Gepräge. Auf größeren Missionsstationen aber, die sich schon zu förmlichen Pfarreien ausgebildet haben, und wo die Gläubigen vielfach in einem Umkreise von mehreren Stunden wohnen, ist entschieden ein größeres Geläute notwendig. So gegenwärtig in Maria-Nataschitz, das eine neue, von unsrer Brüder erbaut Kirche erhalten hat, und Czenstandau, wo seit Jahresfrist fleißig an der neuen Kirche gebaut wird. Wer von unsrer geehrten Besern und Beserinnen will für die Mariannhiller Mission ein Glöcklein stiften, wer zu einem größeren Geläute für die beiden erwähnten Missionsstationen ein Scherlein beisteuern?

Gottes reichsten Segen zum voraus für jede, auch die kleinste Gabe!

### Ein Christbaum im Himmel.

Es war der Weihnachts-Vorabend des Jahres 1886. Die Straßen und Gassen der großen Stadt Breslau wurden immer öder. Groß und klein zog sich nach Hause zurück, um in warmer Stube die Vorfeier des heiligen Christfestes zu begehen. Die tausend und tausend Fenster der Stadt erhellten sich nach und nach, und durch die schimmernde Kerzenenglanz der Christbäume in die Nacht hinaus. Es war aber eine gar stille Nacht, keine Wagen rasselten über die Steine, und die noch wandelnden Menschen gingen, in schühende Mäntel gehüllt, schweigend ihres Weges. Nur hier und da erscholl ein gedämpfter Freudenjubel aus den Häusern, von Kindern, die ihre Christgeschenke erhielten. Engel durchwanderten unsichtbar die Stadt, um frommen Familien den himmlischen Segen zu bringen. Sonst aber war es ringsum still und öde. Oben am Himmel glitzerten die Sterne wie tausend Engelaugen, die in himmlischer Verklärung niederschauten auf die Menschen.

Da kommt ein armes Kind durch die Straßen, mutterseelenallein. Es geht so still und stumm dahin, und guckt mit den hellen, aber ernsten Augen in die erleuchteten Fenster. Sein Gesichtchen ist rot von der Kälte, und der Wind spielt mit den Haaren, die von seinem Mützen bedeckt sind. Es haucht dann und wann in die kleinen Hände und reibt sich die Wangen, denn die Kälte ist grimmig. Das dünne Kleidchen hing gar lose um die mageren Glieder und konnte es nur dürtig gegen die graue Winterkälte schützen.

Das Kind ging immer weiter und wußte nicht recht wohin. Ihm hatte kein Vater einen Weihnachtsbaum geschenkt, und keine Mutter ein Christgeschenk gegeben, denn es war eine arme Waise, die bei fremden Leuten um ein Stückchen Brot von früh bis abends arbeiten mußte. Heute, zum heiligen Abend, sollte das Kind noch recht weit zum Tore hinaus gehen, um etwas zu bestellen. Und weil es denn wußte, daß es eine Waise und heute heiliger Abend sei, an dem so viele Kinder sich freuen und Geschenke erhalten, und weil es so allein ging und so verlassen war, mitten in der großen, lichtstrahlenden Stadt, da war es betrübt, und es wollten gar kleine Perlen aus den Augenrollen rollen. Hier stand das Schloß; wie strahlten die Fenster und verkündeten die Weihnachtsfreude, die in den Prunkgemächern herrschte. Dort ertönte lauter Jubel aus einem herlichen Hause, — und wieder anderswo knieten Eltern und Kinder am hellen Christbaum und beteten den heiligen Rosenkranz. Gar wehmütig blickte das Kind hinein in diese Freude und wollte sich mit den Kindern freuen, aber es mußte weiter gehen, denn der Weg war noch weit.

Der Wind wurde stärker, die Kälte empfindlicher, und das Waisenkind fror entsetzlich; schon starren die kleinen Hände und Füße. Da kam es zur katholischen Kirche. Wie oft war es mit der seligen Mutter dorthin gegangen, sie hatten zusammen so andächtig gebetet. Aber die freuden Leute, bei denen sie jetzt wohnte, ließen es nicht viel in die Kirche gehen, weil „das Beten nichts einbringe“. — Sie hatten kein Christentum, es fehlte ihnen der lebendige Glaube, die innige Frömmigkeit des Herzens. — Und wie die Waise vor der Kirchentür stand und an Jesus Christus im allerheiligsten Altarsakramente dachte, und so recht fühlte, daß sie nichts — nichts mehr habe auf dieser Welt, als nur den lieben

Gott; da kniete sie auf die kalten steinernen Stufen hin, als wenn sie vor dem Stalle von Bethlehem kniete und das Jesuskind in der Krippe anbetete. „Ach, liebes Jesuskind,“ seufzte sie, das Köpfchen geneigt und die starren Hände in einander gelegt, „hilf mir doch in meiner Verlassenheit, und nimm mich zu dir, wo meine Mutter ist! Es ist mir so bang, denn ich bin so ganz allein und habe niemand. Du hast ja schon tausend Kinder zu dir genommen; ach, rufe mich auch!“

Und wie das Kind so da kniete vor der Tür der Kirche in der kalten Weihnachtsnacht, da rief ihm sanft der heilige Schutzengel zu: „Lasset die Kleinen zu mir

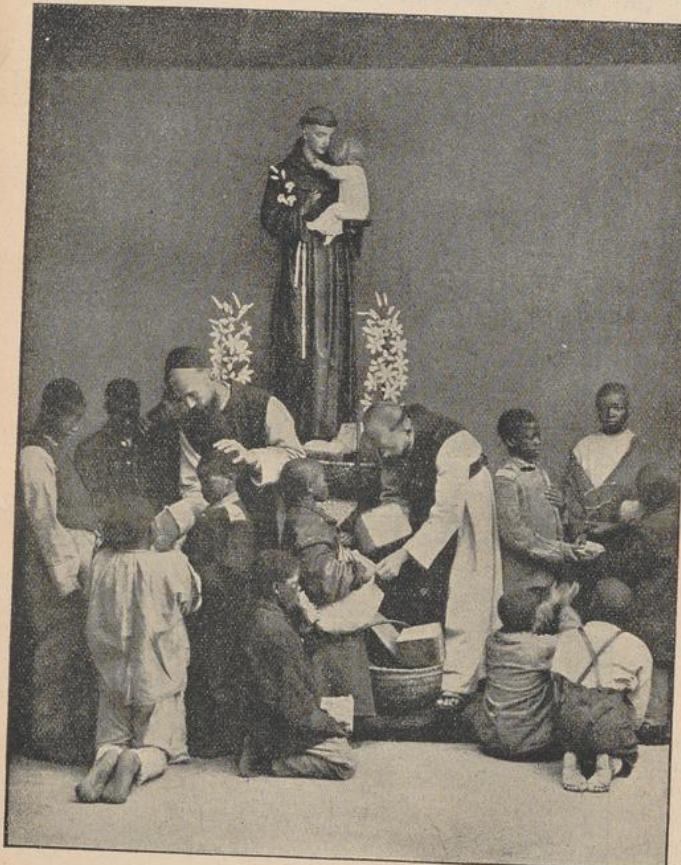


Weihnachten bei uns zu Hause.

kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!“ Dabei schloß das Kind allmählich ein. Der Schlummer aber rief den Todesengel herbei, und der umfaßte schon das Kind mit seinen eisigen Armen. Da kam ein armer Mann und sah das Kind. Er rüttelte es und rief es, aber es schloß fest und war starr und kalt. „Daß Gott sich deiner erbarm,“ rief der Mann, „das Kind ist ja erfroren!“ Da trat der Eisenbahnbeamte und der Schuhmann herzu, und rasch wurde eine Troschke herbeigeholt und das Kind in Decken gehüllt. „Zum Kloster der Barmherzigen Brüder,“ rief der Mann dem Kutscher zu.

Der Wagen rollte hurtig durch die Straßen von Breslau. Der Mann läutete an der Pforte und brachte das eingehüllte Kind als wunderbare Weihnachtsbescherung in das gastliche Haus. Bald lag das Kind in einem weichen und warmen Bett. Es schloß fest und

sanft einen tiefen Schlaf, der nicht weit vom Tode entfernt war. Man rieb die erstarnten Glieder; das kleine Wesen regte sich nicht. Die Auglein blieben geschlossen, nur die Wangen färbten sich mit einem zarten Rot und verheißen das Gelingen der Rettung. Nach einiger Zeit öffneten sich die geschlossenen Auglein und schauten wie geblendet ringsumher in dem großen und hell erleuchteten Zimmer und blickten erstaunt zu dem Priester und den Brüdern aus. „Ich will zu dir, führe auch mich zum Jesukinde!“ Dieser Ruf drang schneidend durch die Herzen der Umstehenden und trieb allen Tränen in die Augen. Mit Mühe wurde ihm etwas Tee eingegeben;



Verteilung von Antoniusbrot in Mariannhill.

hald schließt es wieder ein. Der Puls wurde schwächer und schwächer; gegen Mitternacht öffnete es nochmals die Augen, rief: „Mutter!“ und „Jesukind, zu dir in den Himmel!“ und hauchte die reine Seele aus, still und sanft. Die Engel kamen und führten es in den Himmel zur Mutter, zu Maria und zum Jesukinde.

### Ein glückliches Unglück.

Es gibt Vorfälle, die so merkwürdig sind, daß es erlaubt sein dürfte, im Verlauf derselben das Eingreifen einer höheren Macht zu erkennen. So erzählt der Schriftsteller L. Kist folgendes Selbsterlebnis. Es war im Herbst des Jahres 1844. In einem großen, teilweise mit Nebenpflanzen Garten zu Freiburg i. B. wurde Weinlese gehalten. Auch Johanna, die 10jährige Tochter, durfte mittun. Auf einer Leiter stehend,

sammelte sie die oben an einer Rebenlaube hängenden Trauben in ein Körbchen. Da geht ein Bottichträger an der Leiter vorbei und stößt gegen dieselbe, ob aus Unvorsichtigkeit, oder in der Absicht, die Kleine zu schrecken, ist nicht zu sagen. Die Leiter gerät ins Schwanken, fällt um, schleudert das Kind auf ein Rosenbäumchen, das an einem oben zugespitzten Pfahl befestigt ist. Dieser Pfahl drang Johanna in den Hals, und Kind, Pfahl und Rosenbäumchen sinken neben der Leiter in ein Gartenbeet. Ein Schrei des Entsetzens entfährt allen Anwesenden. Schnell eilen sie dem armen Kinde zu Hilfe, richten es vorsichtig auf, ziehen mit bebenden Händen den Pfahl aus dem Halse und starren nun in eine klaffende Wunde, aus welcher ein Blutstrom über die Kleider des Mädchens rinnt. In aller Eile ruft man den in der Nähe wohnenden Universitätsprofessor und Hofrat Schwörer, einen ausgezeichneten Arzt und Chirurgen, herbei. Dieser bemüht sich, die Blutung zu stillen, reinigt dann die Wunde und untersucht sie auf das sorgfältigste. Dabei heittet sich seine zuerst tiefste und besorgte Miene immer mehr auf, während sie zugleich das größte Staunen ausdrückt. Schließlich wendet er sich zu den angstvoll um ihn stehenden Angehörigen der Verunglückten und sagt: „Nun, ein glücklicheres Unglück ist mir in meiner langjährigen Praxis noch nicht vorgekommen. Auf der einen Seite der Wunde liegt offen, aber gänzlich unverletzt, ein Hauptnerv, und auf der anderen ebenso frei und gleichfalls völlig unverletzt, die Luftröhre. Kind, unter welch gutem Schutz bist du doch gestanden?“ Da hält Johannas Mutter, die protestantisch, aber sehr gut war, dem Arzt schluchzend eine geweihte Muttergottesmedaille hin, die Johanna am Halse getragen und die man ihr, ganz mit Blut überronnen, vor der Ankunft des Arztes abgenommen hatte. Nachdem Schwörer, der ein entschiedener, frommer Katholik war, der Medaille ansichtig geworden war, sagte er ergriffen: „Ja, da konnte es freilich nicht gefehlt sein, denn wo Maria schützt, da sind gleich noch ein paar heilige Engel vorhanden. Höre Kind! Du bist außer Gefahr, nur eine Narbe bleibt dir dein Leben lang, und sie soll dich an diejenige erinnern, der du nach meiner Ansicht das Leben verdankst!“

### Am Wasser.

Am Wasser lag ich, seinem Lied zu lauschen,  
Und wie die klaren, schäumend freien Wogen  
So raschlos schnell an mir vorüberzogen,  
Um miteinander Grüße auszutauschen —  
Schien mir's ein Bild der Jahre, die entrauschen  
So flüchtig wie die Welle hin zum Meere,  
Um gegen Jugendlust des Alters Ehre,  
Um gegen Scherz Erfahrung einzutauschen.

Doch eine ernste Mahnung für das Leben  
Tönt mir entgegen aus dem Wellenschlage,  
Und wie von Geisterstimmen rauscht es drinnen:  
Dem Wasser gleicht die Zeit, die dir gegeben,  
Und flüchtige Wellen sind die Jugendtage,  
Die, ob benutzt, ob unbenutzt — entrinnen!

# St. Josephsgärtchen.

## St. Joseph als Arzt.

Eine Vergißmeinnichleserin schreibt uns:

„Auf Erden war der heilige Joseph nur ein einfacher Handwerksmann, weil er aber über wenigstes getreu war, hat ihn der Herr über vieles gesetzt. Ich möchte es in die ganze Welt hinausrufen, daß alle es hören könnten: „Gehet zu Joseph! Sehet ein unbegrenztes Vertrauen auf die Macht seiner Fürsprache, und es wird euch geholfen werden!“

Bei einem Unfalle erlitt mein Gatte eine heftige Gehirnerschütterung. Man sah äußerlich keine Wunde, dagegen quälte ihn jahrelang ein ununterbrochenes Kopfsleiden, das wahrscheinlich von einer innerlichen Verletzung stammte. Keine ärztliche Kunst vermochte etwas gegen das Uebel. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich an eine höhere Macht zu wenden. Ich stellte den Kranken unter den besonderen Schutz des heiligen Joseph und hieß vertrauensvoll zwei Noveren zu dem großen Heiligen. Mein Vertrauen blieb nicht unbefohlt; sofort stellte sich bei meinem Manne, der volle sieben Jahre hindurch so Schweres gelitten hatte, dauernde Besserung ein.

Ich hörte einmal einen Prediger die Mutter Gottes eine „betende Allmacht“ nennen. Ich glaube, man könnte das gleiche auch vom heiligen Joseph sagen, denn ich kann mir nicht denken, daß ihm der Sohn Gottes irgend eine Bitte abschlägt. D'rum gehet alle zu Joseph!

## Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

(Schluß)

Der gottselige Balthasar Alvarez.

Dieser eifrige Diener Gottes war ein Zeitgenosse und der Gewissensrat der heiligen Theresia. Von ihm bezeugt die Heilige: „Ich habe von seinen Unterweisungen allein mehr gewonnen, als von allen meinen übrigen Seelenführern; und wenn ich in der christlichen Vollkommenheit einige Fortschritte gemacht habe, so verdanke ich ihm dies mehr, als sonst jemand. Er war es, der mein Herz von den Geschöpfen losriß und der mich anleitete, mich mit Gott allein zu begnügen.“

Sein Lebensbeschreiber, der ehrw. Ludwig de Ponte, sagt von ihm: „Er übertraf in der Vollkommenheit sogar die erhabensten Seelen seiner Zeit.“ Dieser große Diener Gottes nun hatte, wie alle heiligen Seelen, eine ungemein innige Andacht zur allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria; und diese hinwiederum würdigte sich, ihm eine zarte, überaus innige Andacht zum heiligen Joseph einzuflößen.

Auf einer Rückreise von Rom in sein Vaterland Spanien besuchte er das heilige Haus zu Loreto. Er brachte daselbst mit seiner gewöhnlichen inbrünstigen Andacht mehrere Stunden im Gebete zu. Die allerseligste Jungfrau aber erwirkte ihm damals ganz außerordentliche Gnaden, die er erst später offenbarte. Als er nämlich zu Valladolid an einer schweren Krankheit darniederlag, ermunterte ihn ein Vater, der ihn besuchte, sich dem heiligen Joseph, dessen Bild er ihm

vorhielt, zu empfehlen. Dieser aber entgegnete: „Sie haben Recht, mein Vater, gerade das hat mir zu Loreto die Mutter Gottes gesagt.“ — Erstaunt über diese Antwort wandte sich der Vater an den Bruder Krankenwärter, den Bruder Sancio, welcher den Pater Balthasar auf seiner Reise nach Rom begleitet hatte und mit ihm auf sehr vertrautem Fuße lebte, mit der Frage, ob er Näheres über diesen Vorfall wisse. Der Gefragte erwiderte: „Ich erinnere mich nur, daß Pater Balthasar beim Herausgehen aus dem heiligen Hause zu Loreto sagte, die allerseligste Jungfrau habe ihm eine große Andacht zum heiligen Joseph eingeflößt.“

Ludwig Ponte fügt bei: „Man sieht, daß wie der Sohn Gottes seine Freunde zur Verehrung seiner heiligen Mutter anhält und diese Verehrung als einen Liebesbeweis gegen ihn selbst annimmt, so auch die Muttergottes allen ihren Kindern eine große Liebe zum heiligen Joseph einflößt.“

Pater Balthasar Alvarez starb im Jahre 1580, er ist 47 Jahre alt.

## Die kleinen Schwarzen an der Krippe.

Sieh, wir knieen dir zu Füßen,  
Hier vor deinem Krippelein,  
Dich voll Andacht zu begrüßen,  
O du liebes Jesulein!

Und wie jene armen Hirten,  
Wie die lieben Englein,  
Möchten Lob und Dank wir bringen  
Dir, vielliebes Kindlein.

Du liegst da im armen Stalle  
Nur auf Stroh im kalten Wind,  
Darum bitten wir dich innig:  
„Komm zu uns, o Jesulfind!“

Sieh, wir haben dir bereitet  
In dem Herzen arm und klein  
Aus Gehorsam, Demut, Liebe  
Ein ganz neues Krippelein.

Und so bitten wir dich innig,  
Liebes, gutes Jesulein,  
Komm' aus deiner armen Krippe,  
Komm' zu uns in's Herz herein!“

Bringe uns aus deinem Himmel  
Deinen Segen, Gotteskind,  
Dass wir werden fromm und willig,  
Wie die lieben Englein sind.

S. Ilge, Lehrerin a. D.

## An unsere geehrten Wohltäter.

Mehrere arme Brüderlein von Mariannhill wagen es heute, an die geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unserer Mission eine schüchterne Bitte zu stellen. Wir tun es in Erinnerung der Klage, die einst das göttliche Herz Jesu Margaretha Alacoque gegenüber verlauten ließ,

daß ihm nämlich so wenig Dank werde für all' die Liebe und Hingabe, die er uns im allerheiligsten Sakrament erweise, tun es auch in Erwägung der Verheibung, daß die Namen all' derer, die irgendwie zur Verehrung des göttlichen Herzens beitragen, unauslöschlich sollten eingeschrieben bleiben in diesem seinem Herzen. Die Sache aber, um die es sich handelt, ist folgende:

Vor längerer Zeit gab uns ein Wohltäter eine gewisse Summe mit der Bestimmung, daß dafür am Herz-Jesu-Altar unserer Stiftskirche ein Lämpchen unterhalten werde, solange der Beitrag eben reiche. Manches Jahrhundert hindurch brannte dieses Lichtlein Tag und Nacht. Treulich hielt es im Namen seines Stifters vor dem Bilde des göttlichen Herzens Jesu Wacht, und auch uns Brüder zog dieses Lichtlein mächtig an, wenn wir des Abends nach des Tages Last und Hize zur Kirche kamen; den es zeigte uns den Weg zu jenem, der da spricht: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Nun ist aber leider diese Stiftung abgelaufen, und bekümmert fragen wir: „Wie soll nun künftig dieses Lichtlein nicht mehr leuchten vor dem Herz-Jesu-Bilde? Soll es hier Nacht werden und niemand mehr sein, der Ehrenwache hält in unserer Kirche? Die Ehrenwache können und wollen wir mit Freuden fortführen, aber auch das Lichtlein soll weiter brennen und nie mehr erlöschen, und daher appellieren wir an den Großmut und den Opfersinn unserer geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen. Wer will ein Scherlein beitragen zum Unterhalt eines ewigen Lichtleins vor dem Herz-Jesu-Altar in unserer Stiftskirche? Und wenn sich, wie wir hoffen, eine edle Seele findet, die da spricht: „Ich will dieses Sternlein anzünden, daß es glänze in der Missionskirche zu Mariannhill und als Ehrenwache vor dem göttlichen Herzen Jesu leuchte und funke Tag und Nacht im dunklen Heidenlande!“ so entgegnen wir: „Sei getrost, edler Wohltäter und du, hochherzige Wohltäterin, fasse Mut! Denn überreich wird der Herr dir lohnen diesen Liebessdienst, zumal in jener Stunde, da dein Auge bricht. Dann wird dein heiliger Schutzengel Ehrenwache halten an deinem Sterbebett und den bösen Feind verscheuchen, daß er dir nicht schade. Dann wird auch dir ein Sternlein aufgehen, daß es hineinleuchte in die Todesnacht und dich führe zum ewigen Leben! —

Und wenn dann einst dein Auge bricht,  
So dent' mit Freunden an das Licht,  
Das du dem Herzen Jesu hast geweih,  
Es wird dir leuchten bis in Ewigkeit!“

Mehrere Brüder von Mariannhill.

### Eine grause Tat.

Czenstochau. — Dicht an der Grenze unserer Farm hatten sich eine Anzahl Kaffern in einem heidnischen Kraale zu einem Utshwala-Gelage eingefunden. Zwei junge heidnische Männer gerieten dabei in Streit. Der jüngere ergriff eine neben ihm liegende Axt und hieb dieselbe mit der scharfen Seite so tief in den Kopf seines Gegners, daß sie darin stecken blieb und von einem andern herausgezogen werden mußte.

Ich wurde sofort gerufen, um dem Sterbenden die heilige Taufe zu spenden. Bei meiner Ankunft lag der Verunglückte noch im Große. Es war schon spät am Abend, und bei Mondchein waltete ich an Ort und Stelle meines Amtes. In Strömen floß das Blut und rötete meine eigenen Kleider. Trotzdem lebte der Un-

glückliche noch wenige Tage und kam sogar zum Bewußtsein zurück. P. Thomas spendete ihm die letzte Oelung, worauf er sanft und gottergeben starb. Eine ernste Leichenrede am Grabe des Verunglückten in Gegenwart einer zahlreich erschienenen Menge verfehlte hoffentlich nicht ihren Zweck. Der Mörder aber wurde noch in derselben Nacht verhaftet.

P. Emmanuel.

### Schnee und Winterkälte in Südafrika.

Mariazell. — In der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 1911 fiel hier auf den Drakensbergen ziemlich viel Schnee. Am folgenden Tage setzte ein von der Schneeregion kommender kalter Wind ein und verursachte in der darauffolgenden Nacht eine solche Kälte, daß das Thermometer am kommenden Morgen 10 Grad unter Null aufwies. Im Laufe des Tages stieg es kaum auf 10

Grad Wärme hinauf. Als ich in der Frühe zur Mühle kam, war zu meinem nicht geringen Erstaunen das Wasserrad-Häuschen mit starken Eisjäulen umgeben. Das Rad selbst, ein altehrwürdiges Möbel, schnarrte und knarrte ganz beängstigend, als der losgelöste Wassersstrahl es aus seiner Erstarrung erweckte, und seine morschen Glieder wieder in Funktion traten. Die kleinen Bäche und Wasserräume auf meinem Wege zur Mühle

Kardinal Gisiger von Köln.

waren so stark zugefroren, daß man darauf bequem hätte Schlittschuh laufen können. Auch die Wasserleitung auf der Station war zugefroren, sodaß selbst Frau Reinlichkeit stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Auch an den folgenden Tagen hielt die Kälte noch an, und das Thermometer zeigte immer noch 5 Grad Kälte. Man kann mit Recht behaupten, es herrsche hier in Mariazell ein europäisches, recht gesundes Klima. Die nahen Drakensberge aber mit ihren hohen, schneedeckten Gipfeln erinnern mich lebhaft an die steirischen Alpen, wo meine liebe Heimat liegt.

Br. Maximilian, R. M. M.

### Ende gut, alles gut.

Reichenau. — Ein gewisser Unkayishana besuchte vor Jahren die hiesige Missionsschule. Er nahm es jedoch mit dem Lernen nicht ernst, verließ noch vor seiner Taufe die Station und trat bei einem englischen Farmer in Dienst. Da er ein strammer, geweckter Junge war, brachte er es später im benachbarten Unterberg zum Amt eines Polizisten. Doch es fehlte ihm der fittliche Halt; statt ein strenger Wächter des Gesetzes zu sein,

— 284 —

übertrat er selbst das siebente Gebot, von dem er gewiß in der Missionsschule gehört, stahl einen soliden Revolver nebst reichlicher Munition und flüchtete sich ins benachbarte Bafutoland, dort seinen „Schatz“ in Sicherheit zu bringen.

An der Grenze begegnet ihm ein Wächter. Er fragt nach dem Paß; Unkashinana hat keinen aufzuweisen, der Bafuto-Polizist versteht keinen Spaß und droht dem Widerspenstigen mit blanke Waffe. Da gerät der Dieb in Zorn, zieht seinen Revolver und jagt dem schwarzen Grenzwächter eine Kugel durch den Kopf. Entsezt flieht er sodann nach Natal zurück, wird aber hier als Dieb und Mörder festgenommen und ins Gefängnis nach Unterberg eingeliefert.

Hier hat er Gelegenheit, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Der Tod ist ihm gewiß, die englischen Gerichte machen in solchen Fällen kurzen Prozeß.

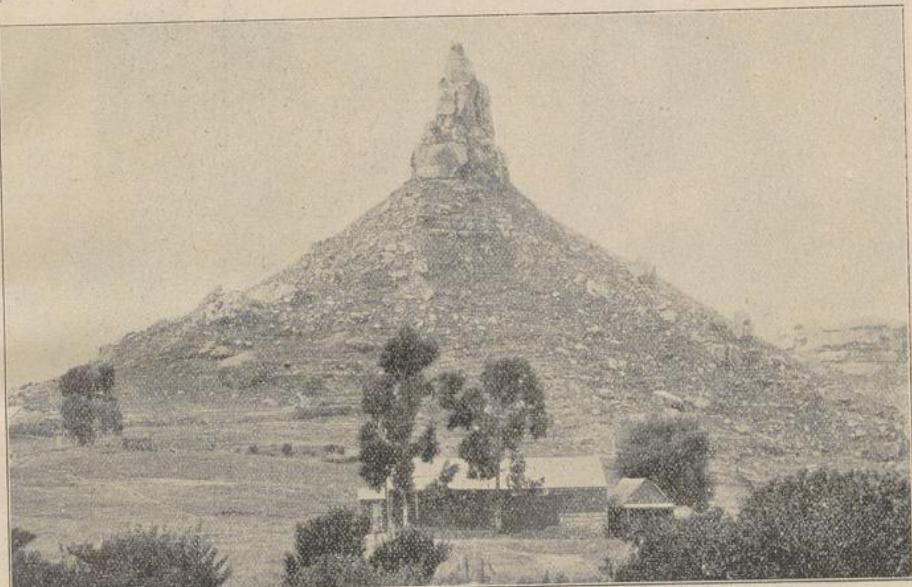
### Von Köln nach Mariannahill.

Von Br. Claudius Nowalewski, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Southampton ist einer der größten Hafenplätze Englands. Gleich bei der Einfahrt in die weite Bucht bemerkten wir eine Menge englischer, deutscher, amerikanischer und russischer Schiffe; es war ein ganzer Wald von Masten, ein buntes Gewimmel von Rähnen, Schleppern, Kuttern und sonstigen großen und kleinen Schiffen. Die Stadt selbst gewährt einen freundlichen Anblick; sie ist proper und rein und mit Alleen, Gärten und Parkanlagen geschmückt, wie die englischen Städte überhaupt.

Unser Dampfer hielt jedoch hier nur wenige Stunden. Schon um zwei Uhr nachm. bedeutete ein mächtiger Pfiff der Schiffslokomotive, es sei hohe Zeit, daß



Berg im Bafutoland.

Wie aber wird es ihm erst vor Gott, dem ewigen Richter, ergehen? Der Gefangene sinnt und sinnt, er erinnert sich wieder der christlichen Lehren, die er in der Missionsschule zu Reichenau gehört; sein Herz taut auf, er bittet um Unterricht und um die heilige Taufe.

P. Sirtus, der Missionär von Reichenau, nimmt sich des Unglücks liebvol an, besucht ihn wiederholt im Gefängnis und tauft zuletzt den reumüttigen Schächer auf den Namen Dismas. Dieser ist fortan wie umgewandelt und empfängt kurz darauf — denn die Zeit drängt, — seine erste heilige Kommunion, sowie das heilige Sakrament der Firmung, das hierzulande im Falle der Not auch einfache Priester spenden dürfen. So war also durch die Gnade Gottes in kurzer Frist aus dem Diebe und Mörder ein Kind Gottes geworden.

Der neue Dismas sieht ruhig seinem Ende entgegen. Den Tod nimmt er willig an als Buße für seine Sünden, und bis diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, ist seine Seele, so hoffen wir sicher, bei seinem Erlöser im himmlischen Paradies.

Br. Joseph, R. M. M.

alle, die nicht zur Bemannung oder den Passagieren zählen, das Schiff verlassen. Denn in der Regel findet sich, wenn ein Dampfer im Hafen hält, allerlei Volk ein. Die einen wollen das Schiff besichtigen, andere einen Freund besuchen oder ein Geschäftchen machen usw. Es wird ihnen das, solange sie sich ruhig und anständig verhalten, gerne gewährt. Ist aber die Zeit der Abfahrt nahe, dann kommt das erwähnte Zeichen, damit nicht etwa so und so viele als unfreiwillige Passagiere mitfahren.

Kurz darauf kamen wieder zwei Schleppdampfer und legten sich an unserm Kolosse fest, der eine vorn, der andere hinten. Langsam, langsam bugsterten sie die „Avondale-Castle“ aus dem Hafen hinaus, dann aber setzte die eigene gewaltige Schiffsmaschine ein; schäumend schossen die Wogen an der sich immer schneller drehenden Schraube empor, ein zweiter hohler Pfiff besagt, daß der Dampfer fremder Hilfe nicht mehr bedarf, die Schlepper lehren in den Hafen zurück, unser Schiff aber eilt hinaus auf die hohe See und fährt, eine lange helle Wasserstraße hinter sich lassend, dem fernen Süden zu.

Es war Samstag, den 11. März, als wir nachmit-

tags drei Uhr bei denkbar schönstem Wetter und heiterster Gemütsstimmung von Southampton abfuhren und dabei vom europäischen Kontinent Abschied nahmen. Für manchen aus uns war es wohl ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. Doch wir nahmen das nicht so ernst; unsere wahre, ewige Heimat ist im Himmel oben.

Weil wir bisher von der Seefrankheit verschont geblieben waren, wählten viele, von diesem Uebel überhaupt nichts mehr fürchten zu müssen, sie hielten sich schon für seefest. Eitle Täuschung! Am nächsten Tag schien die Sonne schon nicht mehr so schön und je weiter wir aus dem Kanal in den berüchtigten Meerbusen von Biskaya hineinkamen, desto mehr hoben und

umeinanderwerfen, es jetzt auf die schwundelnde Höhe eines schäumenden Wogenkamms emporhebend, jetzt in die schwarze, gähnende Tiefe hinabschleudernd! Doch hören wir, wie der Psalm ist den Sturmwind schürt auf hoher See: „Die auf das Meer hinab in Schiffe stiegen, sahen des Herren Werk und seine Wunder in der Wassertiefe. Er sprach; da stand der Sturmwind auf, und hoch die Wogen gingen. Sie stiegen bis zum Himmel hinan und sanken darauf in den Abgrund. Ihre Seele schwand dahin in Weh. Sie freisten und schwankten einem Trunkenen gleich, und all ihre Weisheit ward verschlungen. Da schrieen sie zum Herrn in ihrer Not, und er führte sie heraus aus der Trübsal. Er wandelte den Sturm in Säufeln, es schwiegen seine



Junger Elefant trinkt aus der Medizinflasche.

senkten sich die Wogen. Unser Schiff begann zu tanzen, legte sich bald auf die eine Seite, bald auf die andere und senkte sich jetzt nach vorne und dann nach hinten, während der schäumende Wogenanprall tosend an die eisernen Schiffswände schlug, und der Gesicht wie ein Sprühregen das ganze Deck überschüttete. Da war es mit der Stärke und Seetüchtigkeit der meisten Neulinge aus; es wurde ihnen so eigen, so ganz unheimlich zu Mute, und bald suchte der eine, bald der andere ein einjames Plätzchen aus, um dem zürnenden Neptun freiwillig oder gezwungen sein Opfer zu bringen. Auch den armen Kandidatinnen gings nicht besser; namentlich eine von ihnen kam aus diesen Erschütterungen gar nicht mehr heraus.

Die Matrosen und Stewards dagegen lachten. Was wir Sturm nannten, hießen sie einfach „bewegte See“. Wie mag's dann erst bei einem wirklichen Sturm oder gar bei einem Orkan zugehen? Wenn unter dem Heulen des Sturmwindes die tosenden Wasserberge turmhoch heranstürmen, und das Schiff wie eine Fußschale

Wogen, und die Freude kehrte wieder, da er sie führte nach dem Hafen ihrer Sehnsucht.“ Ps. 106, 23—30.

„Da verschwindet aller Menschenwitz“, sagt treffend der königliche Sänger. Wir hatten als „exprobte“ Mittel gegen die Seefrankheit allerlei Tropfen und Medikamente mitgenommen, doch mit geringem Erfolg. Glaubte sich der eine oder andere kuriert, so ging im nächsten Viertelstündchen das Uebel schon wieder los. Doch hieden hat alles seine Zeit; nach ein paar Tagen waren wir aus dem stürmischen Meerbusen von Biskaya heraus, die Wogen legten sich, und die Sonne schien so hell und klar vom azurblauen Himmel, als wäre nichts geschehen. Da war's auch bei uns mit der Seefrankheit aus, scherzend und lachend kam alles auf's heitere Deck, und auch bei Tisch füllten sich rasch die bisherigen großen Lücken, hatte doch mancher von uns zwei bis drei Tage lang nicht das geringste genossen. Um so besser war jetzt der Appetit, und man freute sich, daß man jetzt auch aus „Erfahrung“ reden konnte, wenn das Gespräch auf die gefürchtete Seefrankheit kam.

Donnerstag, den 16. März, sahen wir von ferne den Pic von Teneriffa aufsteigen, den höchsten Berg der kanarischen Inseln. Bald kam die ganze prächtige Inselgruppe, auf der schon ein tropisches Klima herrscht, zum Vorschein. Langsam fuhren wir am Leuchtturm vorbei und warten, etwa einen Kanonenabzug vom Lande entfernt, die Ankert. Hier mußte der Dampfer Kohlen und Wasser einnehmen, und gab es daher einen Aufenthalt von fünf bis sechs Stunden.

Sofort kamen von der Landseite her eine Menge kleiner Boote herangesegelt und umlagerten das Schiff. Die dunkelfarbigen Insassen boten den Passagieren Bananen, Ananas, Orangen und andere Süßfrüchte an, desgleichen Wein, Liköre, Zigarren usw. Ein Schwarm von Händlern und Kaufleuten kam sogar an Bord und breitete hier seine Waren aus. Schnell war das Schiff zur Markthalle geworden; da gab es Stofferei, feine Teppiche und Schmucksachen jeder Art, desgleichen Kleiderstoffe, Mützen, Palmhüte, Schuhe, Rohrseßel, Muscheln, Korallen und tausend andere Dinge. Noch viel bunter als hier geht's übrigens bei solchen Anlässen an der Ostküste Afrikas, speziell in Sansibar, Aden und Port-Said zu, wo die Goanen und Araber ihren seltenen Warenreichtum mit einer Ausdringlichkeit an den Mann zu bringen suchen, die an's Unglaubliche grenzt.

Großes Interesse erregten einige Knaben, die in ein paar winzigkleinen Booten ohne Ruder und Segel, bloß mit den beiden Händen plätschernd, im Badekostüm herangesfahren kamen. Plötzlich kippte das eine Boot um, und der arme Junge verschwand spurlos im Wasser! — Entsetzt schrie mancher der Passagiere laut auf, doch siehe, nach ein paar Augenblicken tauchte der kleine Wicht wieder auf und zeigte lachend seine glänzend weißen Zähne. Er hatte bloß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen und bat jetzt, man solle ein Geldstück ins Meer werfen, er wolle es auffischen. Wirklich warf bald der eine, bald der andere Herr eine Münze, etwa ein Zehnpfennigstück oder einen englischen Sixtpence ins Wasser. Im Nu stürzt ihm der Kleine nach, taucht nach ein paar Augenblicken wieder auf und zeigt die Münze triumphierend in seiner Rechten. Dann verbirgt er sie zwischen den Bähnen und fordert das Publikum zu fernerem Geldwerfen auf. Nun macht sich der zweite Knabe bemerkbar; er ruft in gebrochenem Deutsch: „Andere Seite! Unter Schiff!“ und verschwindet hinauf im Wasser. Alles eilt hinüber, auf die andere Seite des Schiffes. Man wartet und wartet, endlich taucht ein Arm und jetzt ein lachendes Gesicht auf. Der lose Junge ist wirklich unter dem Schiff hindurchgeschwommen. Dazu scheint ihn das mutige Wagnis gar nicht sonderlich angestrengt zu haben, denn er ist sofort bereit, ebenfalls, wie sein Genosse, Münzen aus der See zu fischen. Solche Schwimmer und Taucher gibt's übrigens auch anderwärts, in Neapel ebenjogut, wie in Aden und Sansibar.

(Schluß folgt.)

### Ein Riesentintenfisch.

Schon seit alten Zeiten geht die Sage von allerlei Meeresungeheuern, welche den Seefahrern Schrecken und Entsetzen bringen. Besonders die großen Seeschlangen und andere Gebilde sind bei den Berggläubischen gefürchtet. Tatsächlich birgt das Meer Tierformen von kolossaliger Größe, aber dieselben haben längst ihre Schrecken verloren. Unser Bild stellt ein solches Ungeheuer, einen Riesentintenfisch, dar, der vor einigen Jahren in der Dreifaltigkeitsbai auf Neufundland gefangen wurde.



Ein Riesentintenfisch.

### Goldkörner.

Nur mit Geduld wird alles Leid überwunden; nur durch Geduld kommen wir ans ewige Ziel, denn der Weg zum Himmel ist der Weg des Kreuzes. Also nichts übertrieben, nichts überstürzen, auch kein Glück überschätzen, nicht unbekümmert ins Verderben rennen! Gott selbst ist das vollendete Ebenmaß in allen Dingen. Seine Weisheit kennt kein „Zuviel“, Seine Liebe kein „Zuwenig“; lassen wir Ihn, lassen wir Seine Lehre als die Richtschnur gelten für unser inneres Leben. Einfach, mäßig und genügsam — klagen wir über keine Entbehrung, murren wir über keine Enttäuschung, verlangen wir nichts Unmögliches, nichts Unpassendes. Gott gibt uns, was wir brauchen: davon seien wir überzeugt; dieser Gedanke macht uns zufrieden — was wollen wir mehr?

### Aus des Teufels Notizbuch.

Die „Fliegenden Blätter“ haben durch einen Zufall des Teufels Notizbuch gefunden und ihren Lesern nur ein Blatt aus ihm bekannt gemacht. Es ist vom 19. September; an diesem Tage hat sich der Teufel aufgeschrieben, was er im Auftrage des Försters Höllbrandl an einem einzigen Tage alles holen soll, nämlich: das Wetter, den Kaffee, den Krämer, den Schuster, das Podagra, den Weg, den Daßl, die Tabakspfeife, den Büchsenmacher, die ganze Jägerei, die Holzarbeiter, den Assessor, den Herrn Forstrat, die Regierung, das Ministerium, das Essen, die Köchin, den Mezger, die Fliegen, den Durst,

das Bier, den Wirt, den Bräuer, die Kellnerin, die Karten, den Herrn Lehrer, ihn selbst, die Finsternis, die ganze Wirtschaft. Das ist selbst dem Teufel zu viel, und darum machte er ein ingrimmiges Gesicht, als er sich alles auffschrieb, damit er nichts vergesse.

## Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur „Kaffrische Heiratsgesetze“, „Die Schwiegermutter unter den Julius“, „Gerettet in höchster Not“, „Der kleine Zeitungsträger“, „Ein unerhörtes Kunstwerk“, „Herstellung des Geldes“.

Dem reichen Inhalt entspricht der **Bilderschmuck**. Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pf., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.



## Abreiß-Kalender für die katholische Familie 1912.



Zu beziehen durch Vermittelung der **Mariannhiller Missions-Vertretung**, deren Adresse auf der ersten Seite genau angegeben ist.

### Briefkasten.

II. S. H., Emmerich und A. B.: Betrag dankend erhalten.  
(Muß übersehen worden sein.)  
A. Sch., Emmerich: Erhalten.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Frankischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

A. Cohausz Freiheit 7

Abonnent des Vergißmeinnicht: Drei Pakete als Unbekannt aus Falkenberg erhalten.  
(Provinz Hannover) Erding.

### Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Heusweiler, Köln-Süll, Münster, Epe, Cochem, Eichercheid, Ganderode, Krauthausen, Neuk, Aachen, Rheinbrohl, Rheurdt, Commer, Eifel, Firmenich, Westernhausen, Forst, Oberndorf, Eggenfelden, Höfingen, Gaußtettbrunn, Oberwittighausen, Gau Weinheim, Dettelbach, Thüngersheim, Forchheim, Biberach.

### Danksagungen

gingen ein aus: B. bei Tachau, Westböhmen. Dank dem göttl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Erbörung. Dank der immermährenden Hilfe und dem hl. Aloisius für glückl. Examen. Oberwittighausen: Dank der lieben Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Rita für Hilfe in schwerem Anliegen. Ilmpan. Durch die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius von schwerer Krankheit geheilt: Radersack.

### Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Anliegen gingen ein aus: Schaan, Linz a. D., B. bei Tachau, Westböhmen, Ternita, Breslau, Reichen (Smal), Freising, Grafenhausen. Wiederfindung eines verlorenen Gegenstandes. Um Erlangung einer Stelle als Krankenpflegerin. In schwerem Seelenanliegen. Frankenstein, Augsburg. Friede in der Familie. Bruder in gemischt. Ehe. Söhne in der Fremde. Krankes Dienstmädchen um glückl. Sterbestunde. Um Beharrlichkeit, gute Stelle, gutes Examen. Für einen unglücklichen Vater. Wiedererlangung der Gesundheit. Würzburg, Stoffen, Felsenzell, Zell a. H., Reichstett, Bajel, Burgfahl, Langenbrück, Freystadt, Mühldorf, Untenhäusen, Eglham, Großhembach, Westernhausen.

### Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mezzibundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

H. P. Polders, Capellen. Joh. Peter Widdauer, Imgenbroich. Franz und Justina Henning, Schwelm. Gertrud Agnes Beiners, Sevelen. Margaretha Elisabeth Beil, Zella. Heinr. Wulf, Dolete. Christian Mayer, Gilendorf. Maria Bahrenberg, Altendorf. Maria Nierbeck, Aachen. Konrad Lübbemeier, Oberhausen. Theresa Östmeier, Fischtorf. Peter Kugel, Grefenich. Elise Deon, Beuel. Gertrud Schornstein, Schmidhof. Franziska Hallenze, Barmen. Chem. Mutter Erfa, Oldenburg. Johann Huppen, Oldenburg. Anna Brülls, Köln. Ludwig Kraenisch, Heiligenhaus. Pfarrer Wilh. Schlotmann, Schwanen. Eva Maria Kau, Köln. Christian Castello, Trier. Johannes Kaltenherr, Weitmar. Hubert Kleefus, Heimersheim. Louise Straßen, Düren. Katharina Sichart, Köln. Theresa Deitermann, Ochtrup. Hochw. Gerh. Math. Cornips, Aachen. Hubert Post, Griesberg. Christoph Flammersheim, Aken. Karl Schorner, Lahr. M. Gertrud Wesseler, Gesmold. Maria Dietrich, Ammerzweiler. Joh. Bapt. Bayer, f. Professor, Würzburg. Witw. Gabriel Schweiger, Niederlauterbach. Franziska Ehrhardt, Lauenstein. Elizab. Falkenhahn, Wiesenfeld. Kaspar und Veronika Erb, Sezelbach. Josef Sauermilch, Geismar. Franz Josef Wiedmann, Waldsee. Marg. Donhauser, Wolfsfeld. Pfarrer Heilig, Obereisenbach. Walburga Gerlmer, Desterburg. Gertrud Steinbrüger, Balchweiler. Felix Staab, Heinrichsthal. Alois Halter und Katharina Schindler, Steinburg. Marg. Stünghammer, Altötting. Maria Karlsdatter, Untergriesbach. A. Halsig, Pfarrer, Bühl. Pfarrer Kümer, Biburg. Veronika Kunzmann, Dietenheim. Pfarrer Rösch, Amtzell. Pfarrer Eisele, Sasbach. Karl Frank, Nürnberg. Joh. B. Albrecht, Pfarrer, Appenweier. Pfarrer Joh. Ed. Falkenstein. Kresz. Schmelcher, Mering. Michael Nöhner, Einsting. Lorenz Schäfer, Hochhausen. Wilhelm Bleß, Karolina Hofhart, Bernard Reichert, Seelach. Wwe. Kirn, Reichstett. Michael Strebler, Griesbach. Olive Dusnier, Rohrbach. Anna Maria Dreibus, Gabshain. Johanna Reichert, Katharina Rottaler und Anton Asenbauer, Landau a. Isar. Isidor Straub, B. Plank, München. William Rauhbach, Winslow, Wah. Elizabeth Mueller, Carroll, Iowa. Peter Schmidt, Allentown, Pa. Bernard Kuennen, Waucoma, Iowa. Mr. Ruth, New-York, N.Y. Elizabeth Ortloff, Brooklyn, N.Y.









